

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR
KUNST UND LITTERATUR



APRIL 1903

HERAUSGEBER ADOLF BRAND
IN CHARLOTTENBURG . .
VERLAG VON MAX SPOHR
IN LEIPZIG

MOTTO

AN DEN GRAFEN VON PLATEN

Wenn auch nur Wen'ge deine Größe almen
Von jenem Volk, für das du hast gesungen,
Für das du hast gefochten und gerungen,
Voran ihm wandelnd auf der Schönheit Bahnen:

Doch sammelt schon im Schatten deiner Fahnen
Ein Häuflein sich, von edlem Mut durchdrungen,
Und ob dein eigner Feldruf auch verklungen:
Wir schlagen fort die Schlacht für deine Manen!

Wir sind die Schar, die nie vor Schrecken bleiche,
Die mitten durch des Feinds gesenkte Speere
Den Weg erkämpft für eine Königsleiche!

Verpfändet haben wir die eigne Ehre,
Daß keines Buben Hand mit frechem Streiche
Die Schulter, die den Purpur trug, versehre!

GEIBEL

Es will das Herz mit schauerlich bewegen,
Wenn ich betrachte solche Weltgeschichte,
Wie hier das freiste Volk dem Fluch erlegen.

10

Und wenn ich dann in meine Seele blicke,
Scheint mir der eigne Schmerz so klein dagegen,
Dass ich ihn lächelnd in der Brust erstickte.

An den Grafen von Platen.

Wenn auch nur wen'ge deine Größe ahnen
Von jenem Volk, für das du hast gesungen,
Für das du hast gesuchten und gerungen,
Voran ihm wandelnd auf der Schönheit Bahnen:

5

Doch sammelt schon im Schatten deiner Fahnen
Ein Häuslein sich, von edlem Mut durchdrungen,
Und ob dein eigner Felsdruf auch verlungen,
Wir schlagen fort die Schlacht für deine Manen.

Wir sind die Schar, die nie von Schreden bleiche,
Die mitten durch des Feinds gesenkte Speere
Den Weg erkämpft für eine Königsleiche.

10

Verpfändet haben wir die eigne Ehre,
Dass keines Buben Hand mit frechem Streiche
Die Schulter, die den Purpur trug, versehre.

Ermunterung.

Blick um dich her! Es redet dir vom Lieben,
Was du nur schaust in aller Höh' und Tiefe;
Die Rose läge still im Moos und schliesse,
Wenn sie die Liebe nicht ans Licht getrieben.

Es wäre stumm die Nachtigall geblieben,
Wenn Sehnsucht ewig nicht zu Liedern riese,
Ja, selbst der Himmel ward zum Liebesbriefe,
Mit Silberschrift auf blauen Grund geschrieben.

5

O sieh, wie so die Welt in süßem Zwange
Sich dreht, wie selbst das Seelenlose gerne
Sich überlässt dem allgemeinen Drange.

10

Drum länger nicht vom Strahl des Lebens ferne
Verschließ dein Herz; lasst glühen diese Wange
Und tu wie Rose, Nachtigall und Sterne!

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR, KUNST
UND LITTERATUR

HERAUSGEBER: ADOLF BRAND o CHARLOTTENBURG.

APRIL 1903

INHALT:

Motto: „An den Grafen von Platen“ von Geibel o Seite 226 o „Musizierende Engel“ von Guido Reni o Seite 229 o „Mein Garten der Sehnsucht“, Gedicht von John Gambril Nicholson, übersetzt von B. Esmarch o Seite 229 o „Prinz Wilhelm II. von Oranien“, Kunstblatt von van Dyck o Seite 231 o „Sonderlicher, denn Frauenliebe ist“ . . . von Ludmilla von Rehren o Seite 233 o „Hieronymus Holzschuhler“, Kunstblatt von Albrecht Dürer o Seite 237 o „Das Fischerhaus“, Gedicht von Adolf Brand o Seite 239 o „Minne-lied“, Gedicht von Adolf Brand o Seite 240 o „Frühling“, nach einer Photographie von Totila o Seite 241 o „Bahnhof Friedrichstraße“, Gedicht von Adolf Brand o Seite 243 o „Der schöne Jüngling in der bildenden Kunst aller Zeiten“, von Dr. Kiefer o Seite 244 o „St. Michael“, Kunstblatt von Guido Reni o Seite 249 o Ein Relief von Bernini als Schlubvignette o Seite 254 o „Daidalos und Ikaros“, Kunstblatt von Canova o Seite 255 o „Hermaphroditus“, Gedicht von Swinburne, aus dem Englischen übersetzt von Walther Ehrenfried o Seite 257 o „Reigen der Engel“, Kopfvignette von Guido Reni o Seite 259 o „Marcel“, Novelle von Hans Arden o Seite 259 o „Ganymedes“, Kunstblatt von Fidus o Seite 265 o „Zeus und Ganymed“, Gedicht von Max Katte o Seite 267 o „Ganymed“, Gedicht von Hadrian o Seite 269 o „Kennst Du das Weh?“ Gedicht von Imago o Seite 270 o „Die Grablegung“, Kunstblatt von Travesani o Seite 271 o „Manor“, Novelle von Carlo Enrico Ulrichs o Seite 273 o „Sturz der Titanen“, Kunstblatt von Rubens o Seite 281 o „Peter Hille“, Essay von Hamecher o Seite 283 o „Extrapost“ von Adolf Brand o Seite 287 o Druckvermerk o Seite 288 o



Jahres-Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen zum Preise von 12 Mark für die zwölf Monats-Hefte, deren Gesamtinhalt 50 Druckbogen umfassen wird. ~
Einzelnummern sind für 1.50 Mark zu beziehen. ~~~~~~

VERLAG: MAX SPOHR o LEIPZIG.



MUSIZIERENDE ENGEL

GUIDO RENI

MEIN GARTEN DER SEHNSUCHT

Wann kommst denn du, mein Liebchen?
Der Frühling kommt und geht;
Hell glänzt der Märzenhimmel,
Blau-Veilchens Atem weht.
Der Garten sonnbeschienen
Verspricht viel Blüte dir;
Doch wann kommst du, mein Goldkind,
Wann kommst denn du zu mir?

Wann kommst denn du, süß Herze?
Der Sommer kommt und geht;
Im Junimittagglanze
Erglüht das Rosenbeet.
Im Mondschein liegt mein Garten,
Ein traumbestrickt Revier;
Doch wann kommst du, mein Sternlicht,
Wann kommst denn du zu mir?

Kommst du nicht bald, mein Treulieb?
Der Herbst schon kommt und geht;
Der Garten sacht entfärbt sich,
Voll Frucht der Obstbaum steht.
Geraubt ist von den Feldern
Der goldnen Ernte Zier;
Doch du, mein trautes Schätzchen,
Wann, wann kommst du zu mir?

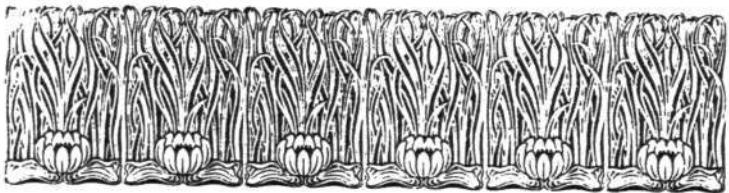
Und kommst du je, mein Liebling?
Der Winter kommt und geht,
Und schwarz blickt der Dezember,
Der Schnee im Garten weht.
In schwelender Glut am Heerde
Rubin sprüht und Saphir:
Doch wann kommst du, mein Glücksstern,
Wann endlich denn zu mir?

JOHN GAMBRIL NICHOLSON.
Übersetzung von B. Esmarch.





PRINZ WILHELM II. VON ORANIEN
ANTONIUS VAN DYCK



SONDERLICHER, DENN FRAUENLIEBE IST

Der Jubel der Hochzeitslust ist verstummt. Du bist allein mit Deinem jungen Weibe und lösest jetzt vielleicht den Myrtenkranz aus ihrem Haar. Sie neigt ihr lieblisches Antlitz und schmiegt sich an Deine Brust, schutzsuchend vor Dir — bei Dir.

Denkst Du wohl jetzt auch an mich, mein Freund?

Über mir hängt die Nacht mit blitzenden Sternenaugen. Einsam bin ich, weit von Dir. Du hast mir sehr gezürnt, daß ich Deinem Ruf nicht folgte, und nicht zu Deiner Hochzeitsfeier kam. Einen langen bösen Brief hast Du mir geschrieben, in dem viel stand von gekränkter Freundschaft, und daß jetzt nicht einmal mehr auf die ältesten Freunde ein Verlaß wäre. Mit einem traurigen Lächeln habe ich diesen Brief gelesen und heute, an dem Tage, der uns für immer trennt, will ich ihn beantworten.

Du wirst erstaunt den Kopf schütteln und mich nicht verstehen. Du hast ja niemals geahnt, was ich gelitten habe, all die letzte Zeit hindurch. Du begriffst nicht, weshalb ich in der Zeit, die Du die glücklichste Deines Lebens nanntest, oft so traurig war und weshalb ich mich plötzlich von Dir trennte, um eine so weite Reise zu unternehmen, da doch kein eigentlicher Grund dazu vorlag

Ich will es Dir heute sagen: weil ich sie hätte, Deine holde Braut, weil ich Deine Liebe zu ihr nicht mitansehen konnte, und es nicht mehr ertrug, tagtäglich Deine begeisterten und entzückten Reden über sie mit anzuhören, deshalb bin ich weit fort von Dir geflohen!

Vielleicht bist Du jetzt empört darüber, daß ich so von dem Liebsten, was Du auf Erden hast, reden kann, ich Dein bester Freund. Sei ruhig — in mir ist es jetzt still geworden, freundlich kann ich heute auch ihrer gedenken und alles Glück der Erde wünsche ich auf sie, auf Euch beide herab. —'

Damit Du mich aber verstehst, muß ich weit zurückgreifen, an die

Kinderzeit muß ich Dich erinnern. — Du warst ein hübscher Knabe; ein wenig trotzig, ein wenig stürmisch. Ich war weicher und sanfter — ein Mädel, sagten die Jungen in der Schule immer; diese kleinen, grausamen Jungen, die mich so oft peinigten und quälten! Du imponiertest ihnen mehr und oft genug hast Du mich ja vor ihnen beschützt. Unser Freundschaftsbund war überhaupt mehr ein Gewährlein von Deiner Seite und ein freudiges Entgegennehmen von der meinigen. Ich fand ja immer, daß Du viel besser, viel vollkommener wärest, als irgend ein Anderer und wenn es je zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen uns kam, war ich es jedesmal, der nachgab.

„David und Jonathan,“ nannte uns einmal ein Lehrer im Scherze, als wir die Klage Davids um seinen toten Freund lasen:

„Es ist mir leid um Dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an Dir gehabt; Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist.“

Sonderlicher denn Frauenliebe . . . Ach, mein Freund, welches Weib hat Dich wohl je so geliebt, oder wird Dich je so lieben, wie ich Dich geliebt habe! — Du hast mich auch lieb gehabt, ich weiß es ja, aber wohl nie hast Du geahnt mit welch zitternder Leidenschaft meine Seele an Dir hing. Doch still

Die Kinderzeit verging. Wir wurden Jünglinge und reisten zu Männern heran. Es kam die Zeit, da die Blicke der Frauen mehr oder weniger verstohlen an Deinem hübschen, kecken Gesicht hingen, und Deine Augen einen eigenen, besonderen Ausdruck erhielten, wenn sie die Gestalt einer Frau streiften, die Dir gefiel. Das Weib trat früh in Dein Leben. Ich weiß es wirklich nicht, ob die Frauen auch mich der Beachtung würdigten, ich weiß nur, daß mein Herz niemals einen stärkeren Schlag getan hat, wenn ich das Rauschen eines Frauenkleides hörte, daß in meinem Auge niemals jener Funke aufglomm, wie in dem Deinigen, wenn es einem lächelnden Frauenauge begegnete. Ich betrachtete diese weiblichen Wesen mehr mit einem gewissen Interesse, in das sich zuweilen etwas wie Furcht mischte, wenn ich sah, welche Macht in Ihren Händen lag, die so weich und hilflos aussahen, und doch so fest halten konnten, was sie halten wollten. Ich begriff es nicht, was es war, das die Männer an sie fesselte und habe es auch nie herausgefunden. Diese merkwürdigen Wesen, die sich so oft — wenigstens in meinen Augen — komisch kleideten, komisch gingen und auch oft genug albern benahmen, waren imstande einen Mann wie Dich mein Freund, bisweilen in einen Zustand zu versetzen, der an

Raserei grenzte. Anfangs sah ich Dem mit Erstaunen zu, dann mit Eifersucht, als mir mehr und mehr klar wurde, daß meine Freundschaft allein Dir nicht mehr genügte. Dein Herz war leicht entzündet; mehr als eine Liebe hast Du dem Freunde gebeichtet, mehr als einmal hast Du Dein Liebesweh oder Dein Liebesglück in klagenden oder glühenden Worten gegen mich ausgeschüttet. Ich war der Vertraute all Deiner Liebesverhältnisse, gegen mich hast Du oft genug bitter und verzweifelt ausgesprochen, daß Du sterben würdest, wenn Deine Wünsche sich nicht erfüllten. Aber gewöhnlich, ehe noch lange Zeit vergangen war, lächeltest Du darüber und in der Zeit, die zwischen einer Liebe und der anderen lag, schlossest Du Dich immer wieder enger an mich an. Immer wieder kamst Du zu mir zurück und das tröstete mich; mochten jene Deine Sinne fesseln, wenn Du nur erkanntest, daß mein Herz doch das treueste war, das für Dich schlug, war ich schon zufrieden.

Und dann kam sie. Als ich Dich das erste Mal von ihr sprechen hörte, wußte ich, daß diese neue Liebe eine andere war, als alle vorhergegangenen. Ich wußte, daß jetzt Alles anders werden würde, werden mußte zwischen Dir und mir, als es bisher gewesen war. Ich erkannte, daß ich Platz machen mußte und ging. Wie habe ich sie gehaßt damals, sie, die Dich von mir riß! Ich hatte es mir ja oft genug gesagt, der entsetzliche Fall, daß Du einmal heiraten würdest, würde mit Sicherheit eintreten und doch, als es so kam, traf es mich wie ein furchtbarer Schlag. Dunkel und schwer war es um mich her und ich glaubte damals, daß dies mehr wäre, als ich ertragen könnte. Ja, mein Freund, während Du so glücklich warst, dachte ich an den Tod und Du ahntest nichts davon, keiner ahnte es und was hätte es auch genutzt, wenn ich mich jemand anvertraut hätte; denn niemand kann uns helfen als wir selbst.

Damals, als ich die ersten, rasenden Schmerzen der Eifersucht fühlte, kam es mir erst klar zum Bewußtsein, daß Du mich anders liebstest, wie ich Dich, daß mein Fühlen ein anderes war, als das der anderen Jungen Männer. Ich fing an Bücher zu lesen und sah bald ein, wie es um mich stand: daß ich einer von Jenen war, die enteckt vom Liebesglück, ewig sehndend und verzweifelnd zwischen den Geschlechtern stehen! — Das flößte mir anfangs fast Entsetzen vor mir selbst ein. Aber dann suchte ich zu ergründen, weshalb ich denn so ganz anders war, als andere meines Geschlechts. Jede Regung meines Herzens, jeden meiner Gedanken überwachte

ich, ich belauschte selbst wie einer, der außen stand, das Leben meiner Seele und fast grausend mußte ich erkennen, wie fremd wir uns selbst sind. Wir wissen nicht einmal, was es ist, das unser Herz klopfen macht und unsere Adern schlagen läßt. Und ich wollte mir Rechenschaft geben über das tiefste und wunderbarste Gefühl, das in meiner Seele lebte . . . Ich erkannte nur, daß Alles so sein mußte und daß alles Leben ein Müsken ist. — Vielleicht hat die Hand der Natur, als sie mich schuf, sich vergriffen, und goß die Seele eines Weibes in ein männliches Gefäß? Ich weiß es nicht. Doch jetzt bin ich ruhig geworden — auch darüber! Aber ich habe einen Traum — noch immer, noch habe ich nicht ganz überwunden: ich träume, daß wir uns einmal, wenn viel Zeit vergangen sein wird, wiedersehen werden, vielleicht auf einem anderen Stern, als Mann und Weib — und es gibt ein altes Wort, das tröstend sagt, daß alle Träume einstmals Wahrheit werden. Unbeirrt geht die große Weltenuhr ihren Gang weiter, vielleicht bringt auch mir einst eine Zeit, die noch fern in der Ewigkeit liegt, die Erfüllung meiner großen Sehnsucht. — —

Mein ganzes Leben auf dieser Erde soll aber von jetzt an dem Forschen nach jenem dunklen Geheimnis geweiht sein, vor dem die Seele sonst bangend zurückweicht. Durch jene Pforte will ich gehen, über deren Eingang steht: „Sei bereit, Alles zu verlassen, was Dein war, Alles abzustreifen, was Du nicht selbst bist.“ —

All die bunten Dinge, die das Gaukelspiel des Lebens vor mir ausbreitet, locken mich nicht mehr; nur das Eine will ich: Wissen was ich bin! —

Leb wohl, wohl für immer in diesem Leben! Du weißt es jetzt, was es ist, das uns trennt. Vielleicht kommt einst eine Zeit, in der ich mich mit dem zweiten Platze in Deinem Herzen begnügen kann — noch vermag ich es nicht! —

Morgen früh schon führt mich ein Schiff weit fort. Welten und Meere will ich zwischen Dich und mich legen und mein Abschiedswunsch lautet: Segen über Dich und sie! —

Ich weiß, Du wirst mich auch nicht vergessen, ich weiß, daß oft eine Träne in Dein Auge treten wird, bei dem Gedanken an jenen Fernen, den Du einst Deinen Freund nanntest und dem Deine Liebe sonderlicher war denn Frauenliebe ist.

LUDMILLA VON REHREN.





HIERONIMUS HOLZSCHUHER
ALBRECHT DÜRER

DAS FISCHERHAUS

Unter alten krummen Föhren
Träumt ein einsam Fischerhaus;
Wellen wühlen an den Wurzeln,
In den Kronen Sturmgebraus —

Abend malt mit goldenen Fackeln
Ihre Stämme jung und rot;
Doch am Strand auf Wasserrosen
Ruhn verlassen Netz und Boot —

Her vom Schilfe steigen Nebel,
Stern um Stern blinkt aus der Flut —
Aber keiner gibt mir Antwort,
Wo mein armer Buhle ruht —

Nur die Nixe auf dem Grunde
Mit dem kalten grünen Blick
Weiß von meinem hübschen Fischer,
Weiß von unserm kranken Glück!

ADOLF BRAND



MINNELIED

Du bist ein Hauch, wie Rosenduft so süß;
Ein Gotteshauch in meinem Paradies!

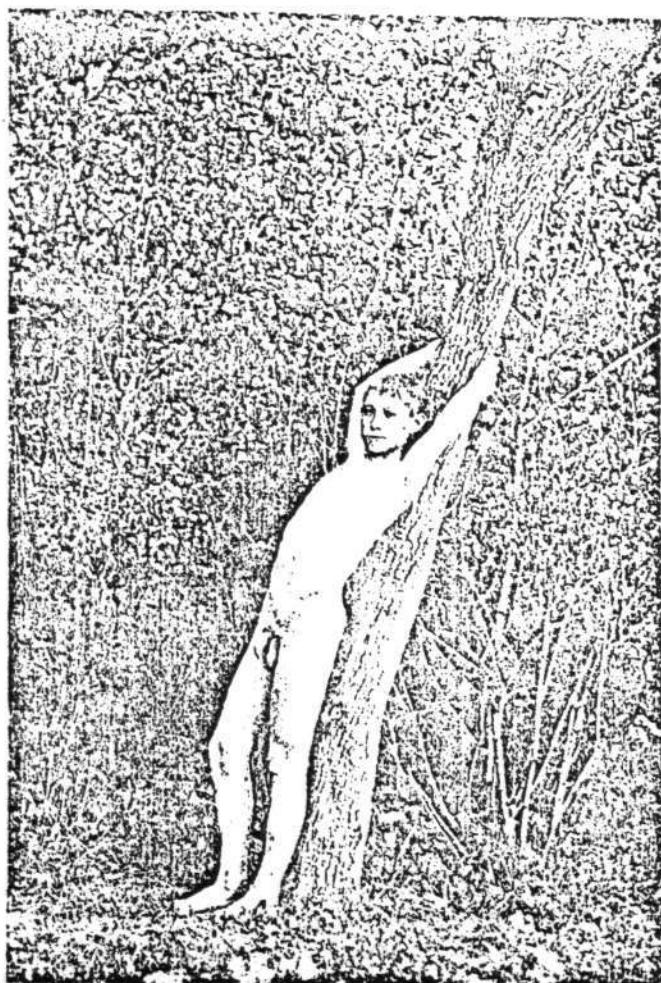
Du Orchisblume, die der Sturm leicht bricht,
So erdentraut und keusch wie Sternenlicht!

Du leitest mich zu Brunnen kühl und lind —
Geliebter Knabe, schlankes Nordlandskind!

Du führst mich durchs tiefe Tal der Not —
Mein holder Engel, Du — mein Morgenrot!

ADOLF BRAND





FRÜHLING
TOTILAS

BAHNHOF FRIEDRICHSTRASSE

Ein Knabe war es, schlank und Hourischön;
Ich fand ihn mitternachts am Bahnhof stehn. —

Vorüber drängte bunt sich eine Welt;
Er sah mich an — und bettelte um Geld!

Doch von den Wangen flammte tulpenhaft
Im Schmelz der Reife Scham und Leidenschaft! —

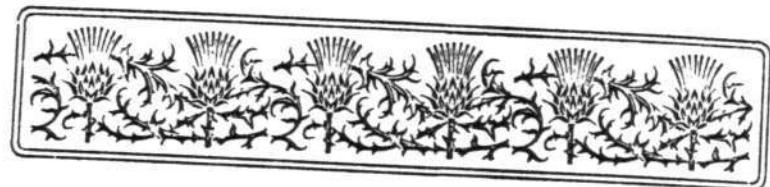
Des schwarzen Bärtchens seidenweicher Flaum
Verhüllte schalk der Lippen Purpursaum —

In seinem Blick lag sammetschwüle Nacht,
Durch die ein Himmel nackter Englein lacht! —

So stand er vor mir in dem Straßenschwarm —
Da küßt ich ihn — und faßte seinen Arm!

— Und wundersam lag ich in Engleins Bann,
Bis müde Dämmerung wehe Sorgen spann! — —

ADOLF BRAND.



DER SCHÖNE JÜNLING IN DER BILDENDEN KUNST ALLER ZEITEN

IV. Bis zur Gegenwart.

Die Kunst der Rokoko kann man hinsichtlich ihrer Leistungen in der Plastik und Malerei mit dem Satz kurz und bündig charakterisieren, daß nie die entnervende Wirkung einer einseitigen Weiberverhimmung klarer zu Tage getreten ist als hier: keine beengende Moralität, keine weltflüchtige Askese macht jene Zeit so schwächlich, so arm an kühnen Schöpfungen, ist doch der Triumph des Sinnengusses über alle andern höhern Werte im Menschenleben kaum je mit mehr Bewußtsein künstlerisch verherrlicht worden als in der französischen Rokokokunst; aber was bekommen wir zu sehen: einen Watteau mit seiner „Einschiffung nach Cythera“, dem Paradies der galanten schwächlichen Weiberverhimmung, einen Boucher, „dessen Traum“, wie Muth hübsch sagt, „der Frauenkörper war“ und „der dem Männlichen hilflos gegenüber steht“; mit einem Wort „die Koketterie, welche die Männerwelt demütigte, feierte auch in der Malerei und Plastik ihre zweifelhaften Triumphe“, wie L. Frey sagt. Der deutsche Geist, der so recht eigentlich niemals den Kern des Rokokozeitalters in sich aufnahm, brachte in Männern wie Lessing, Winckelmann und später unsfern andern Klassikern die gesunde Reaktion gegenüber der französischen morbid gewordenen und bald dem Revolutionssturm erliegenden Galanterie. Und wohin blickten diese Reformatoren? Wo suchten und fanden sie den Halt?

Bei den Idealen der männerliebenden Hellenen! Und Winckelmann, der ausgesprochene Urning wird zum Wiederentdecker der Antike und ihrer Bedeutung für die Kunst, der Urning weist der durch ihre Weiterverhimmelung rückengeschossenen Kunst die Wege, auf denen ein Canova, ein Thorwaldsen dann ihre für jene Zeit befreiend wirkende Werke geschaffen haben! Canova, der Italiener, dem man doch gewiß keine einseitige Bevorzugung der Männer Schönheit vorwerfen kann — hat er doch das Weib oft genug mit meisterlicher Grazie gemeißelt! — beginnt seine Laufbahn mit der anmutigen „Daidalos und Ikaros“-Gruppe:^{*} der alte, mürrisch blickende Vater hat dem reizenden, nackten Knaben eben den Flügel an der Schulter befestigt und blickt nun der Linken treulich des Vaters Leib umfaßt hält. Canova hat noch viele zarte und kräftige Gestalten vollendet schöner Männlichkeit geschaffen, wie den Genius am Grab-Denkmal Clemens XIII.^{**}, den süßen Amor in der „Amor und Psyche“-Gruppe^{**} den beinahe zu unirdischen „Adonis“, die markigeren Gestalten des Creugas,^{**} Domoxenos^{**} und Perseus,^{**} dann eine ganze Reihe Reliefs, aber selten ist ihm die unmittelbare Natürlichkeit so gelungen, wie auf dem beschriebenen Jugendwerk, der Geist des Rokoko konnte eben leider auf diesen Meister nicht ganz ohne Einwirkung bleiben und äußert sich bei ihm in der manchmal zu weichen, glatten Behandlung des Nackten, mit der eine Verwechslung des Gebietes der Plastik mit dem der Malerei oft Hand in Hand geht. Auf den glatten Formalisten in der Plastik folgte in der Malerei der „Klassizismus“. Gegenüber dem Rokokogeist immerhin ein Fortschritt, nur daß man noch nicht weiß wohin! Das Formale, Kühle, vielfach aber auch Leere der reinen Linienschönheit hatte zunächst gesiegt, denn nur als ein solches vermochte die nüchterne Zeit den Geist des Hellenentums zu interpretieren. Man bekam die gemalten

* Photogr. Gesellschaft Nr. 3210.

** Nr. 745, 1160, 764, 765, 766.

Bildsäulen eines R. Mengs und seiner Nachfolger, darunter oft auch die Bildsäule eines linienschönen Jünglings mit canovazarten nackten Gliedern (wie auf Mengs Parnaß) und man bekam die reine Linienzeichnung eines Carstens, der jedes Verständnis dafür, daß es die Malerei mit Farben zu tun hat, völlig abhanden gekommen; Carstens besitzt übrigens für Männer Schönheit eine große Vorliebe, wie man sich leicht aus seinen zahlreichen Illustrationen zu antiken Dichtern überzeugen kann. In den andern Ländern Europas hatte die Rückkehr zu klassischen Idealen nicht diesen Sieg des „Gehirns“ über das Auge errungen: die Zeit des französischen Klassizismus z. B. hat einen liebenswürdigen Plastiker wie Chaudet aufzuweisen, den Schöpfer eines reizenden Amorknaben, der kneidend mit einem Schmetterling spielt, anderseits aber auch einen Fr. Rude und Fr. Duvet, Plastiker, die ihre Motive dem Volksleben entnehmen und Werke wie den „neopolitanischen Improvisator“, und den mit einer Schildkröte spielenden Jüngling schufen. Den größten Plastiker jener Zeit aber brachte Dänemark in Thorwaldsen hervor, den man ruhig als den größten Plastiker Europas zu Anfang des XIX. Jahrhunderts bezeichnen kann. Uns interessiert er besonders auch um deswillen, weil er, wie seit Michelangelo kein Andrer speziell die schöne Männlichkeit in den Vordergrund seines Schaffens gestellt hat, auch darin ein ‚Hellene‘ von Geist, wie er überhaupt vielleicht der einzige europäische Künstler war, der den Geist der Antike wirklich erfaßt hatte und nicht bloß anstudiert oder angelesen wie die vielen Andern. Gerade seine Bildwerke, die männlicher Jugendschönheit gewidmet sind, wie sein Jason, seine verschiedenen, wunderlichen Ganymedgestalten (herrlicher hat kein Hellene den Zeusliebling wiedergegeben!) seine Erosverkörperungen, seine Adonis, seine beiden Hirtenknaben, um nur die berühmtesten zu nennen, atmen alle derart den Geist eines Praxiteles, daß man meinen könnte, es habe sich in Thorwaldsen die Antike mit dem Besten, was sie auf diesem Gebiete geben konnte, wieder verkörpert, und wessen Auge

für die Jünglingsschönheit nicht blind ist, für den sind gerade diese Werke Thorwaldsens eine Art Heiligtum, in das er sich immer wieder dann flüchtet, wenn die nüchterne, vor dem Weib auf den Knieen liegende Gegenwart ihn im Innersten nicht versteht.

Die Frage, ob dieser Künstler auch in seinen eigenen Empfindungen dem schönen Jüngling vor dem Weib huldigte, was manche behaupten, kann man angesichts dessen, was er geschaffen, unerörtert lassen: künstlerisch, das steht außer allem Zweifel, hat er den Eros und seinen Zauber wohl gekannt! Daß ein derartiger Geist seine Zeit beherrschte auf Jahrzehnte, ist begreiflich; einer seiner besten Schüler, der deutsche E. Wölff, schuf einen schönen, berühmt gewordenen Fischerknaben (in Potsdam) und die Vertreter des Klassizismus in der Malerei jener Zeiten wie Schick mit seinem Bild: „Apollo unter den Hirten“ und Genelli mit seinen Homerillustrationen (unter diesen reizend: „Ganymed,“ der dem Zeus kosend auf den Knien sitzt!) zeigen viel Verwandtschaft mit der idealistischen Formensprache Thorwaldsens, ohne freilich seine natürliche Unmittelbarkeit, die eben nicht gelernt werden kann, zu teilen. Der Klassizismus wurde mehr und mehr ein leerer Formalismus und rief mit Notwendigkeit sein Gegenspiel, die sogen. Romantik hervor. In der bildenden Kunst äußerte sich diese Kulturströmung in einem Zurückgehen auf die „christlichen“ Meister vergangener Jahrhunderte und einer Bevorzugung zunächst rein biblischer Stoffe, wie bei den sogen. „Nazarenern“, die uns nichts bieten, dann aber auch einer Verwendung deutscher Sagenstoffe wie bei Schnorr und Cornelius; des letzteren Illustrationen zum Faust und den Nibelungen enthalten teilweise prächtige Verkörperungen stolzer Männlichkeit und enthüllen einen an klassischen Idealen herangebildeten, aber durch die romantischen Forderungen verinnerlichten deutschen Stil; ebenso sind seine Fresken, Deckengemälde und Kartons in München und Berlin, die biblische und antike Motive verwenden, eine geniale Vermählung klassischer

Formenschönheit mit romantischer, deutscher Innerlichkeit und weisen neben vielen anderen Schönheiten den herrlichen „Krieg“ in den „Apokalyptischen Reitern“ auf, einen prächtigen, machtvollen Jüngling, der den ganzen Cornelius in all seiner Macht und Größe erkennen läßt. Schnorr, dessen Bibelillustrationen weit bekannt sind, besitzt nicht die Größe seines Zeitgenossen, noch weniger aber Führich, bei dem aber ein neuer Ton, die naive Märchenhaftigkeit, wie sie bald darauf Schwind und Richter unvergleichlich entfalten, bereits angeschlagen wird. Beide, Schwind wie Richter, und dieser noch mehr wie jener, verherrlichen das naive Volksleben in seinem engbegrenzten Glück, wie es am lieblichsten in der Kinderwelt und Märchenwelt zu Tage tritt. Richter ist darum von einer Darstellung schöner Formen denkbar weit entfernt, seine Gestalten sind der ihn umgebenden Welt entnommen, und ohne jegliche Idealisierung verwendet, daß sie nicht wie die des bewußten Naturalismus häßlich wirken, röhrt nur von Richters echtem Künstlerhumor her, mit dem er z. B. selbst die Szene, wo ein Schuljunge vom Lehrer geziichtet wird, noch zu vergolden weiß; von einer Darstellung der Jünglingsschönheit als solcher kann freilich bei ihm keine Rede sein. Gewiß, er verwendet manch hübschen Burschen, manch niedlichen Knaben auf seinen Bildern, die aber ganz Anderes bezwecken, als diese Menschenkinder um ihrer Schönheit willen zu verewigen. Nicht viel anders Schwind. Nur daß bei ihm ein Zug zur ritterlichen Romantik vorherrscht, der ihn Bilder, wie die allbekannten Fresken auf der Wartburg, malen läßt, auf denen auch manch hübscher Junge, manch edelgestalteter Ritterjüngling unser Auge entzückt. Dieser Zug geht durch Schwinds meiste Bilder, vor allem auch seine einzigen und heute noch unübertroffenen Märchenillustrationen, wenn man seine duftigen Cyklen zum „Aschenbrödel“ und den „7 Raben“ mit diesem trockenen Worte bezeichnen darf. Aber das ist nur eine nebенächliche Unterströmung: Schwind war Romantiker vor allem darin, daß „seine ganze Kunst ein hohes Lied auf die deutsche



ST. MICHAEL
GUIDO RENI

AKTSTUDIEN

aus Deutschland und Italien

zum Preise von 1.— Mk. pro Blatt

versendet

in Mappen zu 25 Stück

zur

Ansicht und Auswahl

die

BUCH- UND
KUNST-HANDLUNG
DER EIGENE

Charlottenburg

Wilhelmsplatz 1a.

Frau“ war. Romantik und Jünglingsliebe waren noch immer unüberbrückbare Gegensätze und so hat denn die ganze Romantik auch nicht einen Meister aufzuweisen, der wie der „Helle“ Thorwaldsen mit bewußter Freude den schönen Jüngling gestaltet hätte. Feuerbach, jener Meister, der ein so von uraltem Geiste durchwirktes Bild wie das berühmte „Gastmahl des Plato“ schuf, ist gerade kein Romantiker, und unter den Modernen, die noch so vielfach unter dem Einfluß der Romantik stehen, sind gerade diejenigen Meister bewußte Nichtromantiker, die an der Schönheit der männlichen Jugend Gefallen finden wie Klinger, L. v. Hofmann und Fidus, die wir uns aus der schier unübersehbaren Zahl der Maler der Gegenwart als typische Vertreter ansehen wollen. Klinger ist freilich, so wenig wie die beiden anderen, ausschließlich Verherrlicher männlicher Schönheit, eher das Gegenteil; aber sein durchaus antikes Formgefühl, dem sich ein warm pulsierendes modernes Innenleben vermählt, scheut wenigstens nicht wie das bei manch anderem „bedeutenden“ Künstler vorzukommen pflegt, vor der Gestaltung auch dieses Gegenstandes zurück. So hat er auf seinen unvergänglichen Blättern „Rettungen ovidischer Opfer“, „Amor und Psyche“, „Vom Tode“ und „Brahmsphantasie“ nicht selten die bezaubernde Schönheit kraftvoller wie zart erblühender Männlichkeit zu bannen gewußt; wenn man Blätter geschaffen hat wie „Und doch“, auf dem ein herrlicher nackter Jüngling unter lichtem Himmel über die dunkle Erde dahinschreitet, der kommenden Sonne entgegen, und „An die Schönheit“, auf dem ein nackter Jüngling anbetend vor der grandiosen Natur auf die Knie gefallen ist, und endlich „Fest“, auf dem prächtige nackte Menschen in hellenischer Weltfreude den Reigen tanzen, so steht man dem Problem der Jünglingsschönheit nicht als sinnenblinder Germane, sondern als freier Hellene gegenüber, der das Schöne in allen seinen Formen anbetet. Ein ähnliches Empfinden besetzt L. v. Hoffmanns Bilder; man nennt diesen Meister nicht mit Unrecht einen „romantischen Hellenisten“; er vereinigt in der Tat Beides:

hellenische Sinnen- und Formenfreude mit deutsch-romantischer Innerlichkeit, wie kein anderer der gegenwärtig lebenden Maler; seine duftigen nackten Gestalten — andere gibt es auf seinen idealnaturalistischen Landschaften kaum — sind von einer allgemeinen Schönheit, daß man sie nicht mit Unrecht mit denen der hellenischen Plastik vergleicht: so z. B. der Jüngling auf dem Bilde „Frühlingssturm“, jenem „gemalten Hochgesang auf den Lenz der Natur und den Lenz der Menschheit“, ja das ist nicht der oder jener junge Mann, der zufällig die Kleider abgelegt hat, nein, das ist „der Jüngling“, dessen feuriger Blick, dessen geschmeidige Glieder, kurz dessen immer neu erblühende Schönheit uns mit nie vergehendem Entzücken durchrieselt. In gesättigter Friedensstimmung erscheint derselbe Jüngling auf einem anderen Bilde, am Ufer eines Sees sitzend; den Hintergrund umsäumen mächtige Bäume, auf deren Wipfeln der Tag verglüht, und aus dem lockenumwallten Jünglingsantlitz mit den tiefen Augen blickt erhabener Friede; ähnlich gestaltet Hofmann auf allen seinen Bildern eine ideale Menschheit, der eine ihrer duftigsten Blüten, der Jüngling nie fehlt. Und endlich Fidus! Sein ganzes Schaffen ist nichts Anderes als ein ewiger Jubelhymnus auf den schönen Menschen, in erster Linie auf den schönen Jüngling und Knaben! Alle seine lieblichen Gestalten, die jetzt vereint in großen Sammelwerken* erschienen sind, sind in ihrer Unschuld und heiligen Schönheit geradezu eine Religion des so lange gesuchten „rein Menschlichen“, in dem Seelenfrieden und Sinnenglück endlich nach Jahrhundertlangem Ringen harmonisch vereint, dem Ideal einer wirklichen Kulturmenschheit nahe gekommen sind.

Eigentlich sollten wir mit dem Blick auf diesen wunderbaren Gestalter unsere Wanderung beschließen. Aber ganz kurz muß doch noch der Bildhauerei der Gegenwart und letzten Vergangenheit gedacht werden.* Viel Rühmliches

* Bei Bruhns in Minden und in der billigeren Sphinxmappe bei Schwetschke.
• Auf die englischen Prärafaeliten und deren Einfluß auf unsern deutschen Neurealismus wollen wir nicht mehr weiter eingehen; unser Artikel will nicht und kann nicht umfassend sein, am wenigsten bei der Behandlung der Gegenwart mit ihrem Chaos von Mode- und wirklich bedeutenden Künstlern; wir übergehen darum nicht ohne Absicht auch Künstler wie Böcklin-Thoma, die für uns hier nur wenig Bedeutung haben.

ist allerdings von ihr nicht zu vermelden. Seit Thorwaldsen harrt Eros trauernd auf einen neuen Verherrlicher seiner Schönheit: die Bedeutung Schinkels und Rauchs, die heute noch weiten Einfluß haben, liegt auf andern Gebieten. Den größten Ruf genießt Begas, obwohl seiner Richtung der unangenehme Geschmack der in Patriotismus machenden Hofkunst beigemischt ist, ein Zug, den fast die meisten Bildhauer nach 1870 gemeinsam haben, ist doch im Aufstellen phrasenhaft hohler „Denkmäler“ keine Zeit so berüchtigt wie die seit 1870. Das Geschick des Eros in diesen Zeiten gleicht dem des Abel auf Begas wirkungsvoller Bronze gruppe „Kain und Abel“, er liegt tot darnieder von seinem robusten, nüchterneren Bruder Patriotismus und Hofkunst erschlagen . . . Rodin und Meunier, bezeichnenderweise Nichtdeutsche, sind die beiden Plastiker, von deren gesundem Naturalismus man auch für uns die Erlösung erwarten darf. Ganz vereinsamt in seiner schlichten, an die Meister des Quattrocento und an die Antike sich anschließenden Art steht A. Hildebrand unter den Plastikern des hohen Prunkes; er schuf verschiedene nackte Knaben- und Jünglingsgestalten und ist einer der seltenen modernen Bildhauer, die den Sinn für einfache, innig wirkende Motive und speziell für die Schönheit des Jünglings noch nicht verloren haben.

Damit wollen wir unsern Gang beschließen. Die Empfindung, die wir hiernach gegenüber unserer so viel gepriesenen Gegenwart in künstlerischer Beziehung haben werden, dürfte kaum die sein: „wie wirs dann so herrlich weit gebracht!“ Es sieht im Gegenteil so aus, als ob unsere Zeit an Künstlern mit echt hellenischem Schönheits empfinden ärmer wie irgend eine andere Zeit künstlerischen Aufschwungs ist. Da gilt es nun zu kämpfen für Alle, die wir uns zu des Eros Schönheitsbanner bekennen, zu kämpfen für eine freie geläuterte Religion und Weltanschauung der Schönheit, die sich nicht muckerisch die Augen zuhält vor der schönsten Erscheinung des Menschenlebens, vor dem hüllenlosen jungen Menschen. Todfeindlich ist uns jede

Weltanschauung, die nicht alle ihre Kräfte für diese Welt, die wir allein kennen und lieben, einzusetzen lehrt, todfeindlich jede Ethik, die etwas Anderes als das Reinhenschliche von uns fordert! Man sage nicht: was hat denn das Alles mit der Kunst und mit dem schönen Jüngling zu tun? Unser Gang durch die Geschichte der Kunst lehrte uns, wie im letzten Grund immer die jeweilig angenommene Weltanschauung bestimmd für die Gestaltung der künstlerischen Ideale war: und unser borniertes Philistertum mit seinem „Ideal“ des Hurrapatriotismus und seinem Muckertum ist im letzten Grunde schuld daran, daß wir keinen Praxiteles, keinen Michelangelo haben. Man muß die Wurzel des Baumes anders nähren, wenn man schönere Blüten und bessere Früchte haben will. Darum ergeht der Ruf an uns Alle: fangen wir im Kleinen an, an uns selbst, an unserer Umgebung, wenn wir wirklich mit dem Feuer der Begeisterung für unsere Idee eintreten, sind wir unwiderstehlich!

DR. O. KIEFER



RELIEF VON BERNINI



DAIDALOS UND IKAROS
CANOVA

CHARLES ALGERNON SWINBURNE

HERMAPHRODITUS

1.

Schau suchend um Dich, wende Lipp und Lider
 Nach blinder Lieb, Dir Nacht und Ruh zu leih;
 Dein matter Mund scheint maßlos müd zu sein
 Und nur Dein langes Lächeln ist noch müder.
 Ist Lieb nie süß genug für diese Glieder,
 Soll beider Lieben beste Dir sich weihn,
 An beiden Blüten dieser Brüste Dein
 Wogt zwiefach Liebeskampfspiel auf und nieder.
 Ihr Hauch ist Glut in der verliebten Luft,
 Glut ist Dein Aug und wo Dein Atem wandelt,
 Und wer Dich sah und Deiner Schönheit Duft
 Fühlt zwiefach all sein Blut in Glut verwandelt:
 Verzweiflung, in heißem Wunsch verloren,
 Und heißer Wunsch, verzweiflunggeboren.

2.

Wo Leben sich vom Schlafe zaudernd trennt,
 Das Haupt mit Liebe wie mit Gold umwunden,
 Ruhn die Geschlechter, Leib und Lipp verbunden;
 Doch statt des zukunftsreichen Bundes brennt
 Ein toter Kuß, der keine Früchte kennt,
 Und wird doch also glutdurchhaucht erfunden,
 Daß er mit Todes Tod erst wird gesunden,
 Wenn gleich nicht Schlaf, nicht Leben ihn benennt.
 Aus flüchtgem Fleisch schuf Liebe sich den Leib
 Zum Lusthaus allen, die in seinem Bann;
 Da saß zur Rechten stündegleich ein Weib
 Und links, dem bittern Tode gleich, ein Mann;
 So schied sie denn, die Brust voll Seufzerpein,
 Die Augen dichtumflost und trat nicht ein.

3.

Liebe, ists Liebe, Schatten, Schlaf, der wacht,
 Der zwischen Augenlid und Aug Dir liegt,
 Sich blumengleich auf einer Blume wiegt,
 Oder wie Nachttau liegt auf dunkler Nacht?
 Liebe hält rechts und links Dir treue Wacht
 Und wird doch nie, so lang die Erde fliegt,
 Zum Mann Dich machen, der ein Weib besiegt,
 Oder zum Weib, das Mannes Wunsch entfacht.
 Welch fremder Gott schuf Dich zu fremdem Sinn,
 Zwiefache Knospe zwei fruchtloser Blüten,
 Hieß Liebe Deiner Locken Pracht behüten,
 Und gab Dir Lenz und sanften Regen hin
 Und alles Gold, mit dem das Jahr umwunden,
 Dir schönem Rätsel unfruchtbare Stunden?

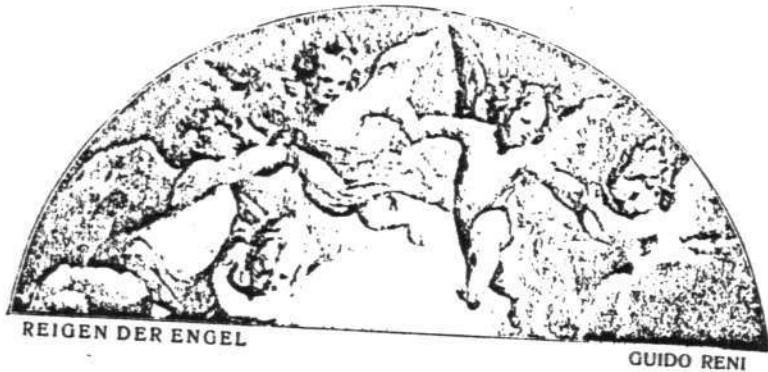
4.

Was Liebe? Nein, ich sah daß Furcht es war!
 Doch nein, nicht Furcht, es mußte Liebe sein!
 Wie blühte sonst wie eine Blume rein
 Dein Leib und höbe sich Dein Lid so klar
 Vom holden Aug, das Tränen nie gebar —
 Fließt auch um Dich viel blutger Tränen Pein,
 Hier, wo sich Tod und Lieb und Leben reihn —
 So süß, so wünschenswert, so wunderbar.
 Süße, ich weiß und sahs, wie sanft und nicht
 Dein Leib in Weibes- und in Wassersküßen
 In feuchter Quelle Riesenglanz vergeht,
 Wie mild Dein Auge dämpft das laute Licht,
 Dein Knabenatem seufzerhaft verweht —
 Doch Lieb ist blind — was kann sie davon wissen?

Im Museum des Louvre, März 1863.

Deutsch von Walther Ehrenfried.





MARCEL.

Vor sich hin träumend saß Bruder Gallus in seiner Zelle.
Sein Leben zieht vorüber, bunt, schön, farbenreich. Wie war
dies Leben doch herrlich gewesen, so sonnig, wenn nur nicht
die eine finstere Wolke seinen hellen, klaren Lebenstag verdunkelt hätte.
Diese Wolke nahm ihm Alles und stieß ihn in die finstre Nacht des
Klosterlebens hinein, wo er jetzt noch frierend und nach der Lebens-
sonne suchend, lebt.

Sechsundzwanzig erst und schon fünf Jahre von der Welt abge-
schlossen. Tot im Kloster! Gibt es keine Rettung? Den Mut, ein
neues Leben zu beginnen, hätte er schon, aber wenn er nochmal Marcel
sehen würde? Nein, dies darf nicht geschehen — lieber hier bleiben
und — beten. Beten! um Verzeihung und für Marcel! O, da hatte er
genug zu tun, ständig wollte er es tun, vielleicht erhört der liebe Gott
sein Flehen und lässt Marcel, seinen Engel, sein Alles, nicht straucheln.

Wo mag er sein? — — lebt er noch? schlecht ist er nicht,
nein alles Andere, lieber tot, nur nicht schlecht. Er selbst war schlecht,
zu schlecht für seinen Marcel. Wie hatte er schon gelitten und was
duldet er noch heute und wirds immer dulden.

Das Heiligste hatte er dem Knaben geraubt und ihn dann ver-
lassen — — er vermag nicht weiter denken. Büßen will er bis an
sein Ende, vielleicht kann er mit seinem Leben gut machen, was er aus
Liebe einem andern getan.

Eine junge hoffnungsvolle Lebensknospe hat er mit Gewalt er-
brochen, mit unvernünftiger Liebe zu früh zum Blühen gezwungen. O,
heut sollt es anders sein, damals war er ja auch erst einundzwanzig
Jahre, jung und leichtsinnig, damals war er der verwöhrte Liebling der
Welt, er war schön, bildschön, nur dies war sein Verderb; wäre er
häßlich gewesen, wie die Nacht, vielleicht wäre es besser.

Wie glücklich und stolz war er. Seine Eltern waren die Reichen-
ten der kleinen Stadt, in der er geboren. Er war ihr einziges Kind.

In Paris wurde er erzogen. In Paris! — ja, wenn es eine andere
Stadt gewesen wäre, doch die Eltern hatten es gut gemeint, die trifft
keine Schuld.

Die Schönsten lagen zu seinen Füßen, er war ja der Adonis, die
Sonne, nach der alle strebten. Doch niemand hatte ihn zu fesseln ver-
mocht; auch heute noch, wenn er wieder nach Paris käme, sollten sie
kein Glück haben, davon ist er überzeugt.

Gallus saß in der Oper, auf der Bühne gitterten Tristan und Isolde.
In der Loge vis à vis saß ein hübscher Jüngling. Gallus, der sonst
nur für das Spiel Aug und Ohr hatte, war heut ganz verändert, er
schaute immer wieder nach drüben und da, — jetzt hat er einen Blick
aufgefangen von dem „schönen Jungen“.

Was sind Tristan und Isolde für Jammergestalten gegen diesen
dort! Ja, hätte Wagner diesen Knaben in seinem Leben gesehen, er
hätte sein größtes Werk darauf erbaut und hätte diesen dort gewiß als
Götterliebling in den Armen Aller im goldenen Olymp ruhen lassen und
singend:

„O habt mich lieb,
O habt mich lieb,
Ich dürst nach Lieb,
Nach Liebe“. —

Wie unersättlich, wie glutvoll ihn diese Augen dort drüben an-
schaufen! — —

Die Pause kam. Im Foyer lief Gallus suchend umher. Die Pause
war zu Ende, es läutete zum ersten Mal, da — kam er — der Götter-
knabe. Sie schauten sich an, tief — verständnisvoll. Es läutete wieder,
ein Gruß und Marcel war davon.

„Gallus weißt Du noch, als wir uns zum ersten Mal sahen, wie
wir uns beide anschauten, als wollten wir uns einander die Seele aus-
trinken?“

„Wie könnt ich dies wohl vergessen, mein Engel, denn seit der
Zeit lebe ich ja erst.“

„Heute ist es einviertel Jahr, daß wir uns kennen.
Kommst Du heute Abend zu uns? Elvira wird glücklich sein.“
„Ja Marcel, ich komme, doch laß Du mich glücklich werden, sonst sterbe ich noch.“
Marcel schaute Gallus groß an und sagte: „Wenn es in meiner Macht steht, Dich glücklich zu machen, so will ich es mit Freuden tun. Du bist ja mein Freund. Mama ist auch sehr froh darüber, daß ich Dich meinen Freund nennen darf, sie schätzt Dich sehr.“

„Marcel ich will Dir ewig ein Freund bleiben, suche mich in der Stunde der Not, Du sollst sehen, daß ein wahrer Freund für den andern Alles kann!“ —

„O Gallus, Du bist edel, ich wünschte, ich wäre wie Du.“

„Mein kleiner Freund, Du bist ja tausendmal besser als ich, doch wir sind jetzt am Ziel. Heute Abend bin ich bei Euch und morgen früh um 11 Uhr kommst Du zu mir, wie Du mirs versprochen hast.“

„Leb wohl, Gallus, komme nicht zu spät.“

„Behüt Dich Gott, Marcel.“ —

Ein recht unfreundlicher und regnerischer Septembertag. Es dämmerte bereits. Alles tot auf den Straßen, nur dort oben an der Ecke steht ein Mann und schaut hinauf zur hell erleuchteten ersten Etage.

„Was fange ich noch an? Stundenlang laufe ich schon umher wie besessen. Drei Tage sind es her, seit ich ihn zum letzten Mal gesehen.“

Was tut er, wie geht es ihm? O warum wurde ich schwach und ließ mich verleiten? — — — Jetzt ist es aus, aus für immer. — Wie lieb und gut war er und wie glücklich strahlten seine schönen Augen, als er um 4 Uhr von mir ging. Noch brennt sein letzter Kuß auf meinen Lippen.

Marcel, Marcel, o mein Gott, jetzt sehe ich erst, was ich getan! Eine schöne Rosenknospe mit Gewalt geöffnet, wenn sie jetzt verwelkt, wenn — — —

Gott, was bin ich für ein Schändlicher! Ich bin sein Zerstörer. Wo ist er nur? dreimal habe ich in den letzten Tagen vorgesprochen bei den Seinen, aber er, der mir sonst wie ein Reh entgegenhüpft, war nie dort. Sollte jemand etwas ahnen? — Die Eltern, Elvira? Nein, diese waren liebenswürdig und zuvorkommend wie immer.

Er empfindet Reue, wird mich jetzt verabscheuen, beschimpfen und ich, ich werde es tragen müssen, ich bin ja der Dieb seiner Jugend.

O Marcel, Du bist zu gut für mich, ich fliehe, aber wohin? werde ich Dich nicht überall sehen? Mein Engel hat Gewissensbisse, wie jede reine Seele, die zum ersten Mal — — geliebt!

Die Zeit, die nun folgt, ist für beide fürchterlich. Marcel wagte

nicht aufzustehen vor Scham und Weh. Er weinte täglich und wurde blaß und wortkarg — — —

Gallus lag schon acht Tage zu Bett. Matt, hinfällig, er vermochte nicht einmal zu denken. Die Ärzte schüttelten die Köpfe. Was sollten auch hier die Ärzte, wo die Seele nur todkrank war?

Es war Freitags um 5 Uhr des Nachmittags, als ihm Madame Bloude und deren Sohn gemeldet wurden. Er glaubte nicht recht zu hören und war kaum Herr seiner Sinne, als beide eintraten und sich nach seinem Befinden erkundigten.

Marcel sah sehr blaß aus und hatte eingefallene Augen. Er war traurig und schien geweint zu haben. — — —

Jetzt empfehlen sie sich und mit dem Abschiedsgruß Marcells erhielt er einen Brief in die Hand gedrückt.

„Mon cher ami!

Wenn ich Dir weh getan, vergib. Ich konnte nicht anders, mir ist so krank und weh ums Herz, daß ich am liebsten sterben möchte.

Du sagtest oft, ein Freund kann für den anderen Alles tun. Jetzt beweise es: Sei morgen wieder gesund, für mich gesund! Doch laß mich alleine — ich darf Dich nicht mehr sehen.

Sollten sich unsere Wege noch einmal kreuzen, laß uns ruhig aneinander vorüber gehen, es ist für uns beide am besten.

Im Herzen trage ich Dein liebes Bild vom ersten Tage unserer Bekanntschaft und niemand soll es mir rauben, es ist mir heilig. Alles Andere werfe ich in den Lethe und will nicht mehr klagen. Täglich will ich für meinen Gallus leben, wie für einen lieben Toten und ein Wiedersehen in einer anderen Welt erflehen.

Vergib, ich kann nicht anders, oder ich werde irre an mir selber.

Habe Dank für Alles, Lieber, was Du einst dem Knaben Marcel getan hast, laß Dir zum letzten Mal Deine schönen lieben Augen von Dem küssen, der seine goldene, sorglose Jugend verloren hat.

Täglich und ständig wird Dein Marcel im Geiste bei Dir sein, doch Dich selbst darf ich nicht mehr sehen — uns trennt unser Verhängnis.“

Am andern Tage war Gallus gesund.

Traumverloren stand er am Ufer der Seinte. Sollte er es tun? Dann wäre ja alles gut. Da kommt, wie er sich schon im Geiste im Wasser sieht — Marcel. Er hätte aufschreien mögen. Marcel ging anscheinend ruhig vorüber, grüßte und Gallus jauchzt: „Marcel!“

Am nächsten Tage war Gallus im Kloster. Marcel hatte ihn gerettet von der letzten Sünde.

II.

Wir sehen Bruder Gallus in seiner Zelle schlafend sitzen. Vor ihm liegt ein Brief, den er wohl tausendmal gelesen hat. Sein letzter aus der Welt. Er lächelt im Schlaf und seine Lippen lispien: „Marcel — — Marcel — —“

Gerade in diesem Augenblick wurde unten der Türhammer geschwungen.

Bruder Pförtner schlürfte langsam hinaus und ließ einen zweiundzwanzigjährigen jungen Mann ein.

„Ein weltmüder Wanderer sucht am Herzen Jesu Ruh —“

„Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit. Amen.“ —

Damit schloß sich die Welt für einen Müden. — —

Vierzehn Tage waren langsam wie eine Ewigkeit vorübergeschlichen. Der jüngste Novize, hatte sich schon ans Klosterleben gewöhnt.

Gallus und Marcel wohnten unter einem Dache! Beide wußten es. Gallus geht still vorüber, obwohl sein Herz zum Zerspringen pocht. Er hat im Klosterleben Das gelernt, was ihm in der Welt fehlte — entsagen!

Marcel ist traurig; er hat einen größeren Schmerz im Herzen als den ersten.

Seine letzte Hoffnung war das Kloster und hier muß er Den wiederfinden, den er einst ins Elend gestoßen hat. Heute denkt Marcel anders als vor fünf Jahren. Freilich, damals war er noch ein halber Knabe.

— — — — — Ein leises Jammern weckt Gallus, der seit langer Zeit wieder einmal Ruhe gefunden hat. — —

„Vergib, vergib — Gallus, vergib mir —“

Starr richtet sich Gallus empor. Waren es Gespenster oder Einbildungen? Da klang es klar und deutlich:

„Töte mich, ich habe es verdient!“

O, diese Stimme kannte er; er bebte vor Aufregung.

„Gallus! Gallus! —“

„Marcel, o mein Marcel! So muß ich Dich wiederfinden, Dich, meinen stolzen Marcel, der mir die Ruhe und den Frieden meiner Seele nahm?“

„Gallus, Du bist zu edel um mir nicht zu verzeihen zu können, tue es, ehe es — zu spät ist.“

„Was führt Dich ins Kloster, du Jüngling — wenn uns Jemand hört! Die Wände sind dünn und die Mauern haben Ohren!“

„Laß doch, was kümmern mich noch die Andern? Dich mußte ich noch einmal sehen, Deine Vergebung haben — ehe — —“

„Marcel, sei kein Tor! Was bringt Dich ins Kloster?“

„Frage nicht!“

„Ich muß! Vielleicht bist Du noch zu retten; hier kannst du sonst nie mehr heraus.“

„Nein, ich weiß es!“

„Was bringt Dich hierher?“

„Dein Schicksal teile ich — ich — bin ein — Verbrecher, ein Verderber einer schönen, jungen Seele!“

Beide weinen und liegen sich in den Armen.

„O Du Armer, fluche mir doch, ich habe Dich einst verderbt, fluche mir, Marcel.“

„Nein, Gallus, Du hast gesühnt, Du bist stark und Gott und ich haben Dir verziehen. Aber ich kann nicht sühnen — ich kann keine Vergebung erlangen, mein Opfer ist — tot — —“

„Wie schwerer duldest Du!“

„Nicht mehr lange. Nun sterbe ich, Gallus. Schnell, vergib mir — ehe — ich tot — bin, — ich — habe — Gift — genommen.“

„Gott im Himmel steh mir bei! Marcel, Marcel! Tot — o wie kalt er schon ist. — Tot in den Armen seines Verführers. Marcel! Marcel! — Ich komme gleich, — warte, ich suche nur noch meinen Lendengurt — — —“

— — — — — Die Messe war vorbei. „Wo sind denn Gallus und der Novize?“ fragte man sich beim Verlassen der Kapelle. — —

Am andern Tage trugen die frommen Männer einen Sarg zur Gruft und nebeneinander ruhen darin Gallus und Marcel. Der Tod war gültig, das Leben duldet sie nicht zusammen. Jetzt ruhen sie ewig Hand in Hand.

Der Abt hatte es so bestimmt; er war auch einst aus der Welt geflohen und verstand die Beiden.

Täglich liegen die Mönche, die sonst so streng und unnahbar sind, auf den Knien und beten für das Seelenheil zweier Sünder.

Ihre Gebete werden auch sicher erhört, denn die Bibel sagt ja verheibungsvoll: „Wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben.“

HANS ARDEN





"Ganymedes"

ZEUS UND GANYMED*

Zeus:

Nun wohnest Du in meinem Himmel,
Nun bist Du jeder Freude voll,
Die, fern dem menschlichen Gewimmel,
Die Göttlichen erheitern soll.

Du kannst Ambrosia genießen,
Dir winkt des Nektars Zaubertrank,
Und Wunderblumen siehst Du sprießen,
Ertönt Apollos Lustgesang.

Es hat der oberste der Götter
In seine Schar Dich eingereicht;
Nicht Dein Entführer — nein, Dein Retter
Ist er aus der Alltäglichkeit.

Von seinem Geist bist Du umfangen,
Sein größer Sinn ward Dir zuteil.
Füllt sich noch jetzt Dein Herz mit Bangen?
Sind nun nicht alle Wunden heil?

Ganymed:

Du hast mich beglückt, mein himmlischer Vater —
Ach, nenn ich Dich so? oder nenn ich Dich Freund?
Besieglt folg ich Dir, hoher Berater.
Auf ewig laß mich mit Dir vereint!

Ich war gefesselt in irdischen Banden,
In Finsternis war mein Auge gehüllt;
Da bist Du mir als Befreier erstanden
Und zeigst mir der Sonne leuchtendes Bild.

* Das reizende Bild auf Seite 29 des Januarheftes, das in selten feinsinniger Weise die Auffassung Goethes über den erzieherischen Wert der Lieblingsminne wiederspiegelt, gab die Anregung zu dem Gedicht.

Du lässest mich kosten die himmlischen Freuden,
Drückst weihend auf Stirn mir und Lippen den Kuß —
Nicht möcht ich dies Alles je wieder meiden,
Und doch: Eins ist mir der höchste Genuß.

Gewähr mir auf ewig, o Zeus, Deine Liebe,
Die wärzend und hell aus dem Herzen Dir quillt,
Wie ich sie Dir widme in heiligem Triebe;
Dann ist mein Sehnen, mein Bangen gestillt!

Zeus:

Du wählst das schönste Kleinod Dir von allen,
Das Menschen je und Götter hat entzückt;
Zum Herrlichsten erhebt sich Dein Gefallen —
O habe Dank, daß Du mich so erquickt!
Mit Freuden geb ich Dir, was Du begehrst,
Solange Deine Liebe zu mir währt.

Denn selbst ein Gott, mag er auch willig spenden,
Was stammelnd sonst noch kaum erbeten ward:
Sein eigen Selbst kann niemals er verschwenden,
Wo sich nicht Sehnsucht liebend offenbart.
Drum sei getreul! Dann wird durch Blick und Mund
Dir stets die Liebe meines Herzens kund!

MAX KATTE.



GANYMED

Möchte Dich so gerne . . . „haben.“
Schalk, der schnell versteht,
Muster aller Schenkenknaben,
Süßer Ganymed!

Reichst mit Grazie mir den Becher
Wie ein Kavalier,
Und es schaut verliebt der Zecher
In die Augen Dir!

Folgt verzaubert Deinen Tritten,
Eilest Du vorbei,
Komm, jaß Dich nicht lange bitten,
Und hübsch artig sei!

Tragen Deine Wangen Rosen,
Ist Dein Mund so weich,
Warum läßt Du mich nicht kosen,
Ewgen Göttern gleich?

Warum willst Du nicht enthüllen
Deiner Glieder Pracht?
Warum willst Du nicht erfüllen
Meinen Wunsch heut Nacht?

Oder sag, was ich vollbringen,
Wie ich lieben muß!
Aber halt! Vor allen Dingen
Gib mir einen Kuß!

HADRIAN



KENNST DU DAS WEH?

Kennst du das Weh, wenn sich im Sonnenglanze
Die Erde schmückt,
Wenn hehr sie strahlt in ihrem schönsten Kranze
So hold beglückt;
Wenn alles sich an ihrer Schönheit weidet,
Kennst du den Schmerz, wenn nur dein Herze leidet?
Kennst du das Weh?

Kennst du das Weh wenn still am Himmelsbogen
Die Sterne stehn,
Und hoch die unruhvollen Wogen des Herzens gehn?
Wenn du dich einsam fühlst, ganz verlassen,
Und keine Seele will dein Weinen fassen,
Kennst Du das Weh?

Kennst du das Weh, wenn schweren Kampf
Zu kämpfen du mutig ringst?
Und nicht vermagst die innere Glut zu dämpfen,
Sie nicht bezwingst?
Wenn du verzweifelt mit dir selbst mußt streiten,
Kennst du die Qual, das tiefe Leiden,
Kennst du das Weh?

IMAGO.





DIE GRABLEGUNG
TRAVESANI



MANOR

I.

Mitten im nördlichen Ozean liegt eine Gruppe von 35 Inseln, einsam und verlassen, gleich fern von Schottland, Island und Norwegen, die Färöer genannt, öde, felsig, wolkenumschleiert, durchtönt vom schwermutsvollen Geschrei flatternder Möwen und Kieren, umrauscht von brandenden Wogen, fast stets in Nebel gehüllt. Im Innern Bergesgipfel 1800 und 2000 Fuß über Meer; rauhe Felsen; düstere Schluchten; Tannenurwälder; tausende von Quellen, die sich oft aus großer Höhe tosen und schäumend hinabstürzen von Block zu Block. Die Ufer tiefeingeschnitten von Buchten und Fjorden; fast überall unnahbar von hohen Felsen umsäumt. Das Meer klippenvoll ringsum; hie und da gänzlich verrammelt; beunruhigt von Wasserwirbeln; von wilden Stromungen durchwogt. Nur 17 sind bewohnt. Strömö und Wagö trennt nur ein schmaler Sund; durchschwimmbar; freilich gehört ein kühner Schwimmer dazu. Mancher Ortsname erinnert an die Zeit, da auf den Färöern noch keine Kirchen standen und der alte Glaube noch nicht vertrieben war, z. B. Thorshavn an der Küste von Strömö, d. i. Strominsel.

In jenen Tagen ruderte von Strömö ein Fischer mit seinem 15 jährigen Sohne ins offene Meer hinaus. Es erhob sich ein Sturm; das Boot schlug um; in die Klippen von Wagö warf es den Sohn. Das sah auf Wagö ein junger Schiffer. Sprang in die Wellen, schwamm zwischen die Klippen, ergriff den treibenden Körper, zog ihn ans Land. Setzte sich mit ihm auf einen Block; hegte den Halberstarren auf seinen Knieen in den Armen. Da schlug dieser die Augen auf.

Schiffer: „Wie heißt Du?“

Knabe: „Har; ich bin von Strömö.“

Ruderte ihn über den Sund nach Strömö zurück; brachte ihn zu Lära, seiner Mutter. Dankbar umschlang beim Abschied der Knabe den

Hals seines Retters. Der Vater ward als Leiche von den Wellen ans Land gespült. Der Schiffer hieß Manor. War elternlos, vier Jahr älter als Har. Hatte ihn lieb gewonnen. Sehnte sich ihn wiederzusehn. Ruderte nun bisweilen hinüber nach Strömö oder durchschwamm die lauwarmen Wellen da der Sommer kam, Abends wenns Tagewerk vollbracht. Har ging ans Ufer, erkomm eine Klippe, schwenkte sein Tuch, wenn er von weitem Manors Nachen kommen sah. Bleiben dann beisammen, eine oder zwei Stunden lang. Ruderten hinaus bei ruhiger See und sangen Matrosenlieder. Oder entkleideten sich, tauchten in die Wellen, schwammen zur nahen Sandbank, die gegenüber lag; und die Robben entflohen, die dort auf dem Sande sich sonnten. Oder gingen in den dunkelgrünen Wald hoher Tannen, deren rauschende Wipfel die Sprache Tors verkündeten, oder setzten sich unter die Zweige einer alten Buche auf einen Stein. Plauderten; machten Pläne. Komme einmal ein Schiff, das auf den Walfischfang segle, dann wollten sie beide mit. Und saßen sie so auf dem Stein, dann legte Manor seinen Arm um Hars Schultern und nannte ihn: „Min Jong“ und dem Knaben war nicht wohler, als wenn Manor ihn so umschlungen hieß. War es schon spät, wenn er kam, dann ging er leise bis an den Fliederbusch, der Hars Fenster beschattete, und klopste an die Scheiben. Har erwachte und stahl sich zu ihm hinaus. Fühlte sich so glücklich, konnte er bei Manor sein.

II.

Da kam ein dänischer Dreimaster, ankerte in Wagö's sicherer Bucht, suchte Matrosen für eine Fahrt von zwei Monaten zum Walfischfang. Manor ging an Bord. Den schlankgewachsenen jugendfrischen Burschen nahm der Kapitän sogleich an. Har wollte mit als Schiffsjunge. Lära aber sagte jammernd: „Bist mein einzig Kind! Deinen Vater verschlang mir die See. Du willst mich verlassen?“ Har blieb. Manor ging. Das Schiff lichtete die Anker.

Zwei Monat waren verflossen. Es ward schon winterlich. Har bestieg die Klippe, schaute in die Ferne, sah eines Morgens das Schiff kommen, schwenkte freudig das Tuch. Doch es war stürmisich; die Brandung ging hoch. Es steuerte auf die Bucht von Wagö zu. Konnte Wagö nicht erreichen, ward verschlagen in die gefährlichen Riffe von Strömö, strandete vor Hars Augen. Er sah, wie die Schiffbrüchigen mit den Wellen kämpften. Erblickte einen unter ihnen, der mit kräftigem Arm eine Planke ergriff, im nächsten Augenblick aber samt Planke in

den Strudel der Brandung hinabgeschürt ward. Er kannte ihn. Es war Manor.

Viele Leichen trieb die Flut ans Land. Man breitete Stroh auf den Strand, legte sie darauf, Leiche neben Leiche. Har half mit, musterte die niedergelegten. Da brachte man auch Manors Leiche, legte sie auf das Stroh. Lag nun vor ihm da mit nassem Haar, aus dem Seewasser hervortroff, geschlossenen Augen, kalt, mit erblaßten Lippen und bleichen Wangen, aus denen das Blut gewichen, schlank von Gestalt, im Tode noch schön anzuschauen. „So also, Manor, muß ich Dich wiedersehn!“ rief er aus, warf sich schluchzend über den geliebten Körper und kostete noch einen Augenblick die Wonne der Umarmung.

Man brachte die Leichen über den Sund; begrub sie noch an demselben Tage in den Sanddünen von Wagö.

III.

Am Abend saß Har in der Hütte düster und stumm. Lära wollte ihn trösten. Er aber wollte keinen Trost; er fluchte den Göttern. Ging zu Bett. Konnte nicht einschlafen. Gegen Mitternacht verfiel er in Halbschlummer.

Da weckte ihn ein Geräusch. Er schaute auf. Es war draußen am Fenster. Die Zweige des Fliederstrauchs knickten sich und es raschelte in seinen trocknen Blättern. Das Fenster ward geöffnet; eine Gestalt stieg herein. Ha! Er kannte die Gestalt! Trotz der Dunkelheit hatte er sie sogleich erkannt! Langsam Schritts kam sie heran; legte sich zu ihm ins Bett; er zitterte; aber er wehrte ihr nicht. Streichelte ihm die Wangen, aber mit kalter Hand, o! so kalt, so kalt! Ihn durchschauerte Fieberfrost. Küßte den warmen schwelenden Knabenmund mit eiskalten Lippen. Er fühlte des Küssenden nasses Gewand; nasses Haar hing auf die Stirn ihm herab. Ihn durchfuhr ein Grauen. Aber es war mit Wonne gemischt. Die Gestalt seufzte. Ihm klang's, als wolle sie sagen:

„Mich trieb die Sehnsucht her zu Dir!. Ich finde nicht Ruhe im Grab!“

Er wagte nicht zu sprechen. Zu atmen wagte er kaum. Und schon erhob sich die Gestalt. Seufzte als wollte sie sagen:

„Nun muß ich wieder zurück!“ Erstieg die Fensterbank; entfernte sich wie sie gekommen.

„Manor ist da gewesen,“ sagte Har leise vor sich hin.

In derselben Nacht war ein Fischer von Strömö draußen im Sund

mit seinem Boot. Es leuchtete die See. Von seinem Ruder troffen schimmernde Funken herab. Da, kurz vor Mitternacht, hört er seltsames Rauschen. Sah, wie etwas hindurchschoß durch die leuchtenden Wellen, etwas, dessen Gestalt er nicht unterschied, mit der Geschwindigkeit eines großen Fisches, in der Richtung auf Strömö. Ein Fisch war es nicht, so viel konnte er im Dunkel erkennen.

In nächster Nacht kam Manor wieder, eiskalt wie gestern, doch verlangender. Umschlang den Knaben mit kalten Armen; küßte ihm Wange und Mund; legte den Kopf ihm auf die weiche Brust. Har erbebte. Ihm fing das Herz zu pochen an bei dieser innigen Umenschlingung. Und gerade auf das pochende Herz legte Manor den Kopf. Die Lippen suchten den sanft schwellenden Hügel über dem Herzen, der durch das Pochen mit in Bewegung geriet. Dort begann er zu saugen, verlangend und dürstend, wie ein Säugling an Mutterbrust. Doch schon nach wenigen Augenblicken ließ er nach; erhob sich; entfernte sich. Har war zu Mut, als ob ein saugendes Tier sich an ihm vollgesogen.

Auch in dieser Nacht hatte der Fischer wieder im Sunde zu tun. Genau um dieselbe Stunde wie gestern kam wieder herangerauscht. Kam diesmal nah an ihm vorüber. Im blassen Mondlicht konnte er erkennen: es war ein schwimmender Mensch. Schwamm auf der rechten Seite liegend, wie bisweilen Matrosen schwimmen, aber bekleidet mit einem Totenhemd. Ihn schien der Schwimmer gar nicht zu bemerken, obgleich er das Gesicht ihm zugekehrt hielt. Schwamm mit geschlossenen Augen. Der Anblick war ihm so befremdend, daß er seine ausgespannten Netze einzog und wegruderte.

Auch in den nächsten Nächten kam Manor wieder. Umarmte den Knaben bisweilen im Schlaf. Denn hin und wieder überkam ihn Schlaf, bis Manor kam. Erwachte dann in seiner Umarmung. Jedesmal suchten die Lippen die weiche Erhöhung über dem Herzen. War es Tag geworden, so sah Har dann und wann, wie aus der linken Brustwarze ihm noch ein schwaches Tröpflein Blut hervorperlte. Wischte es mit dem Hemde weg. War auch wohl schon von selbst ein Tröpflein ins Hemd gelaufen. Nur in der Vollmondnacht kam er nicht.

Ein Toter ist oft mächtig erfüllt von Sehnsucht nach einem oder dem andren unter seinen zurückgelassenen Lieben, so mächtig, daß er Nachts das Grab verläßt und zu ihm kommt. Denn das ist alter Glaube, daß Urda manchem um Mitternacht kurzes Halbleben zurückgibt und dann seltsame Kräfte von jenseit des Grabes verleiht.

Kommt besonders vor bei jungen Leuten, die in der Blüte der Jahre der bittere Tod hinweggraffte. Den Zurückkehrenden erfüllt zugleich große Blut- und Wärmebedürftigkeit. Darum lechzt er nach dem frischen Blut der Lebenden und, wie ein Liebender, nach Umarmungen. Aber er teilt auch große Sehnsucht mit und bereitet dadurch oft heftige Qual.

So auch hier. Har quälte sich den ganzen Tag und härmte sich. Mit Ungeduld aber erwartete er die Nacht und erschint die wonnigen Schauer der mitternächtigen Umarmung.

IV.

So mochten zwölf Tage vergangen sein.

Lära: Bist so bleich und so blaß. Was ist Dir, Har?

Er: Nichts, Mutter.

Sie: Bist so still.

Er seufzte. —

Im letzten Häuschen des Dorfs wohnte eine weise Frau, die allerlei Geheimnisse wußte. Zu der ging die besorgte Mutter. Die weise Frau warf Runenstäbe.

Weise Frau: Ihn besuchen die Toten.

Lära: Die Toten?

Weise Frau: Ja, des Nachts; und daran muß einer sterben, wenn dem Besuch nicht bei Zeiten Einhalt geschieht, eh es zu spät ist. Bestürzt kehrte Lära heim.

Sie: Ists wahr, Har, bekommst Du Totenbesuch?

Er blickte zu Boden. „Manor ist dagewesen“, sagte er leise und sank ihr weinend an die Brust.

Sie: So mögen Dir die Götter gnädig sein!

Er: Die Götter? Pah! Was sollen mir jetzt noch die Götter! Als er sich an die Planke klammerte, o weh! o weh! da war es Zeit, mir gnädig zu sei, wenn sie es wollten. Aber erbarmungslos ließen sie ihn versinken. Wie hab ich ihn so lieb gehabt! —

Nun bemerkte sie auch die Blutspuren in seinem Hemde. Da ging sie zu den Dorfältesten. Diese ruderten hinüber nach Wagö mit Mutter und Sohn und auch die weise Frau nahmen sie mit. Zu den Wagöern sagten sie:

„Eure Gräber schließen nicht. Einer verläßt sein Grab jede Nacht; kommt herüber zu uns; saugt sich voll am Blut dieses Knaben.“

Die Wagöer: So wollen wir ihn festmachen.

Griffen einen tannenen Pfahl, manneslang und mehr als armesdick, den sie mit einem Beil viereckig behieben, unten fußlang zugespitzt. Gingen zu den Dänen; einer trug den Pfahl, ein anderer eine schwere Axt. Öffneten Manors Grab. Da lag er ruhig und still vor ihnen da im Totenhemd.

Erster Wagöer: Seht, er liegt noch so, wie wir ihn hineingelegt.

Weise Frau: Weil er sich jedesmal wieder in die alte Stellung legt.

Zweiter Wagöer: Sein Gesicht ist ja fast frischer als damals.

Weise Frau: Kein Wunder. Dafür ist Hars Gesicht jetzt desto blasser.

Har stieg hinab und warf sich nochmals über die geliebte Leiche.

„Manor! Manor!“ rief er mit angstgefüllter Stimme. „Sie wollen Dich pfählen! Manor, erwache! Schlage die Augen auf! Dich ruft Dein Har.“

Aber er schlug die Augen nicht auf. Regungslos lag er unter Hars Umarmung, wie vor zwölf Tagen am Strande auf dem Stroh.

Har wollte ihn nicht loslassen. Sie rissen ihn weg. Setzten Manor die Spitze des Pfahls auf die Brust. Ächzend wandte sich Har. Fiel der Mutter um den Hals. An ihrer Schulter barg er sein Gesicht.

„Mutter!“ rief er aus; „warum hast Du mir das getan!“

Die flache Rückseite der Axt hörte er niederfallen auf den Pfahl und den Pfahl stöhnen. Ein schwerer Schlag; noch ein Schlag und noch ein halb Dutzend Schläge.

Erster Wagöer: Nun ist er festgemacht!

Zweiter: Das Wiederkommen soll er nun wohl bleiben lassen.

Har trugen sie halbahnmäßig davon. „Nun wird er Dich in Ruhe lassen, mein liebes Kind!“ sagte Lära, da sie wieder in ihrer Hütte waren.

Betrübt ging er zu Bett. „Nun kommt er nicht mehr!“ sagte er kummervoll vor sich hin. War müde und matt. Friedlos aber und ruhelos wälzte er sich auf seinem Lager. Langsam schllichen die Minuten; träge krochen die Stunden dahin. Mitternacht kam und noch kein Schlaf hatte sich über seine Wimpern gesenkt.

Horch! Was ist das? Im Fliederbaum . . . — Doch nein; das war ja unmöglich. Und doch! Weder, wie früher, raschelte es in den Zweigen des Baums. Das Fenster öffnete sich. Manor war wieder da. Seufzte tief auf. Hatte eine große Wunde in der Brust, die viereckig war und ihm bis durch den Rücken ging. Legte sich wieder zu Har, umschlang ihn und sog. Sog verlangender denn zuvor und dürstender.

Nebenan aber wachte diese Nacht Lära; horchte und zitterte. Früh Morgens kam sie herein und trat an Hars Bett.

Sie: Mein armes Kind! Er ist doch wieder dagewesen.

Er: Ja, Mutter; er ist wieder bei mir gewesen.

Das Bett aber war befleckt mit Leichenblut, das aus der großen Wunde hervorgeträufelt war.

V.

Einige Stunden später ruderte wieder ein Boot über den Sund; doch ohne Har. Man ging wieder zu den Dünen; öffnete wieder das Grab. Der viereckige Pfahl steckte noch in der Gruft, doch nicht mehr in Manors Brust. Manor lag in der Gruft, das viereckige Pfahlloch in der Brust. Aber er lag gekrümmt neben dem Pfahl. Gestreckt zu liegen, hinderte der Pfahl.

Weise Frau: Er hat sich losmachen können. Der Pfahl ist ja unten und oben gleich dick.

Erster Wagöer: Hat sich von unten nach oben am Pfahl in die Höhe gewunden.

Zweiter: Muß ihn aber unmenschliche Anstrengung gekostet haben.

Auf Rat der weisen Frau behieben sie heute einen stärkeren Pfahl, den sie oben doppelt so dick ließen als unten, daß er aussah wie ein Nagel mit Kopf. Zogen den alten Pfahl weg und pfählten ihn mit diesem.

„So! Nun ist er angenagelt,“ sagte der Axtmann, als er dem Pfahl den letzten Hieb auf den Kopf gegeben.

Zweiter Wagöer: Mag er sich winden und drehn, von dem windet er sich nicht los.

Lära kehrte zu Har zurück; erzählte was geschehn. „Nun ist es vorbei,“ sagte er zu sich selbst, da er zu Bett ging. Schlummerlos lag er da. Mitternacht kam. Doch alles blieb still. Nichts raschelte draußen am Fenster in den Zweigen des Fliederstrauchs. Kein Schwimmer schreckte den Fischer mehr, der Nachts mit geschlossenen Augen des Sündes Woge durchschnitt.

Lära: Nun hast Du Frieden vor ihm. Er hat Dich so gequält.

Er: O Mutter! Mutter! Er hat mich nicht gequält!

Härmte sich ab in vergeblichem Sehnen. „Mutter!“ sagte er, „nun ist es aus mit mir.“ Zehrte ab; konnte sich nicht mehr vom Bett erheben.

Sie: Bist so müde und so matt, mein lieber Sohn!

Er: Er zieht mich zu sich hinab.

Eines Morgens saß sie an seinem Bett, da er noch schlief. Ein Monat war verflossen seit dem Schiffbruch. Es war noch früh. Sie weinte. Da schlug er die Augen auf.

„Mutter,“ sagte er mit schwacher Stimme; „ich muß sterben.“

Sie: O nein, mein Kind! Du sollst so jung nicht sterben.

Er: Doch, doch! Er ist wieder bei mir gewesen. Wir haben mit einander geredet. Wir saßen auf dem Stein unter der alten Buche im Walde wie sonst; er schlang seinen Arm wieder um meinen Hals und nannte mich: „Min Jong.“

Heut Nacht will er wieder kommen und will mich zu sich holen. Er hat es mir versprochen. Ich kann es nicht aushalten ohne ihn. — —

Sie beugte sich über ihn und ihre Tränen flossen reichlich auf sein Bett. „Mein armes Kind!“ sagte sie und legte ihm ihre Hand auf die Stirn.

Als es Nacht ward, zündete sie eine Lampe an und wachte bei ihm am Bette. Still lag er da; schlief nicht; schaute schweigend vor sich hin.

Er: Mutter!

Sie: Was willst Du, mein guter Sohn?

Er: Legt mich mit in sein Grab. Ja? Und zieht ihm den schrecklichen Pfahl aus der Brust.

Sie versprach es ihm mit Händedruck und Kuß.

Er: O, bei ihm muß es sich so süß liegen im Grabe! — —

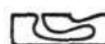
Da kam Mitternacht heran. Auf einmal verklärten sich seine Züge. Hob ein wenig den Kopf, als horchte er. Mit glänzenden Augen schaute er nach dem Fenster und nach den Zweigen des Fliederbaums.

„Sieh, Mutter; da kommt er.“ — —

Das waren seine letzten Worte. Da brachen ihm die Augen. Sank in die Kissen zurück und entschlief. Und sie taten, wie er gebeten.

Aquila, 22.—30. Juli 1884.

C. E. ULRICH'S.



Carlos Enrico?



R TITANEN



BÜCHER UND MENSCHEN

Peter Hille.

Dichten, wie ich's verstehe, heißt nicht, schöne Worte, heißt schönes Leben machen.

Hille.

Peter Hille? Wer kennt ihn, außer einem Hundert abseitiger Geister und Litteraten? Er hat keine offiziellen Erfolge mit seinen Werken errungen; dazu ist er zu „schrullenhaft“. Es existierten bislang nur zwei Bücher von ihm, und wenn unsre Gelehrten ihn einmal „entdecken“ sollten, so werden sie ihn wohl bei Günther, Lenz u. s. w. unterzubringen suchen. In Wahrheit gehört er zu den fahrenden Sängern, zu Villon, Brentano und Verlaine. —

Sein erstes Werk: „Die Sozialisten“ erschien 1887 bei Wilh. Friedrich, dem damaligen Verleger der Moderne aus Conrad und Bleibtreu's Schule. Es ist ein sonderartiger wirrer Entwicklungs- und Lebensanschauungsroman; in einem drängenden hastenden Stile geschrieben. Man fühlt, daß die Fülle der Gedanken dem Verfasser keine Ruhe läßt, das Heranwogende in eine abgeklärte Form zu bringen. Ohne künstlerische Gliederung und Ordnung ist das Buch abgefallt, lose im Aufbau, als Ganzes unmöglich, wenn auch im Einzelnen von blendendem Glanz und weiten Gedankenausblicken, die einen denkenden Menschen auch heute noch aufs Anregendste beschäftigen könnten.

Ein zweites Werk brachte das Jahr 1896. „Der Sohn des Platonikers“, eine Erziehungstragödie, welche ebenso wie das erste Werk alle Regel und selbst alle innere Einheitlichkeit verschmäht; aber voll wundersamer Poesie. Der Held dieses Dramas ist der Sohn Petrarkas, den der berühmte Vater als eine Folge sündiger Jugendleidenschaft haßte, zumal der Jüng-

ling sich von dem erkältenden, starren und bloßen Platonismus des Alten abgestoßen fühlt. Er ist voll starker Frühlingssehnsucht, und seine eigene Poesie ist der Widerspruch des übersinnlichen Laurakultus: junger naiver Lebens- und Daseinsrausch. Aus den Gegensätzen zwischen ihm und dem pedantischen Alten, der der Tochter mit ihrer „Fraubasengutartigkeit“ den Vorzug gibt, keimt das Verhängnis, welches Giovannis Jugendtag und frohe Kraft zerstört. Wir haben es hier wohl mit der Tragödie von Hilles eigenem Leben zu tun. Die Dichtung ist von einer schmerzlich blutenden Herzglut durchlodert, wie man sie nur von jenen Selbstbekenntnissen kennt, die sich dem Dichter gewaltsam von der Seele ringen.

Hille ist kein moderner Zeit-Dichter. Er ist der letzte Nachfahr der alten Vaganten, der Villon und Verlaine. Er ist einer von den ewig ruhelosen, von denen er selbst im „Sohn des Platonikers“ sagt: „Wie ein ewiger Kranich ziehen wir umher, eine fleisch- nein leider nicht fleischgewordene Mahnung an die Eitelkeit alles Irdischen. Viel Wehmut ist unser Gemüt, viel Wehmut, die schon sehr toll, sehr ausgelassen sein, die schreien muß, wenn sie ihre Unrat einmal will zur Ruhe singen wie die Mutter ihr Kind. Unsre Heimat ist zurückgesunken in's Vergangenheitsreich wie das Paradies und darum gewinnt das Heimweh über uns eine klagende Gewalt wie bei keinem andern Stande auf dieser sehnslüchtigen Erde... Wir müssen unser Schicksal, unser Wesen durchschauen, wir, und so haben wir uns selbst verdammt zu rastlosem Schwippen... Aber ein starkes treues Herz schlägt in uns, frei in aller Unbill, und wo sollten wir bleiben, wo verkümmern und verbauen,

durch sein Künstlerempfinden zu erklären strebt.

Wenige kennen Hille. Aber wenige Künstler werden so geliebt, wie er von Denjenigen, die seinem Schaffen einmal nahe gewesen sind. Selbst Martin Möbius, der scharfe, manchmal grobsatirische Steckbriefschreiber, findet für ihn nur Worte aufrichtiger Liebe; anders kann ich's nicht nennen.

Hilles Art und sein Menschlichstes lernt man am besten aus dem „Sohn des Platonikers“ kennen. Nirgendwo ist auch das ungebundene Vagantentum in seiner sonnigen Jugendfröhlichkeit und — in seiner Tragik lebensechter geschildert worden als hier. Da fühlt man heil's Miterleben! Gegen Hille ist Scheffel nur der bierselige Jüngling von guter Herkunft, der seine paar Universitätsjahre ausnützt, weil er weiß, daß für ihn bald die grauen Tage des Philisteriums heraufziehen, die jedoch dem Vaganten, der nun einmal zu den Tschandalas, den Ausgestoßenen der Gesellschaft, gehören, nichts anhaben können. Scheffels Ausgelassenheit ist gemacht und — sehr gelehrt. Sie geht nicht aus sich heraus. Sie wird nie überschäumende dionysische Lebenskraft; höchstens Rüpelfhaftigkeit; deutsche Gesangvereins- und bebrillte Philologen-Lustigkeit, die ihre Bildung nicht zu vergessen vermag.

Ein selterner Vorzug ist Hilles sprachlicher Ausdruck. Derselbe ist von überraschender Prägnanz und Bildlichkeit, die allerdings oft in's Groteske, ja Schwülstige und Strudelhafte (so in ein paar kleineren Sachen und in den „Sozialisten“) übergeht; aber immer ist Hille's Kunst originell. Ebensolße sich über sein intimes Hineinfühlen in das Leben und Weben der Natur Bemerkenswertes sagen.

Man könnte Hilles Werke analysieren und würde finden, wie in ihm die meisten Stilgruppen der modernen Litteraturbewegung im Keime vorhanden sind: Naturalismus, Symbolismus, Impressionismus, etc. Bei der Lektüre von Stehr's „Leonore Griebel“*) mit ihrer scharfen Seelen-Sondierung, an die allerdings keiner

*) „Leonore Griebel“ von Herm. Stehr erschien bei S. Fischer, Berlin.

unserer deutschen Modernen heranreicht, mußte ich manchmal an Hille denken, zumal auch Hermann Stchr's bilddeutsche Sprache sich mit Einzelnen von Hille vergleichen läßt.

Hille ist einer der innerlich reichsten unserer zeitgenössigen Poeten, die zum größten Teil in ihrer Kunst nicht etwa ein durch das Medium der großen Persönlichkeit geschaffenes, bedeutendes und weites Weltbild geben, wie etwa Dehmel, Schlaf und der Ich-versunkene Pantheist Alfred Mombert, sondern auf einer Seite bis zum Überdruß herumklippern. Die Meisten haben eine Manier bis zur äußersten Virtuosität in sich ausgebildet; und wenn man eines ihrer Werke kennt, hat man den Gehalt aller übrigen schon mit ausgeschöpft. Hille ist bei weitem reicher. Aber sein Reichtum ist auch sein Unglück. Er vermag nicht seinen Rohstoff zu überschauen und zu verteilen. Unaufhörlich arbeitet sein Gehirn, unaufhaltsam sprudelt der Born seiner schönhinterfüllten Dichterseele. „Von den Ideen, welche sein Gehirn in einem Tage produziert, könnte unschein ein ganzes Jahr leben,” meinte ein bekannter Dichter, „aber er hat eben nicht die nötige Muße zur Ausgestaltung, weil ein Plan, ein Gedanke den andern liegt, überhastet.“ Daher leitet sich wohl auch Hilles Vorliebe für die aphoristische Prägung seiner Gedanken her. Man erzählt, daß er stets eine große Menge Manuskripte bei sich führe, die Niemand entziffern könne, und daß er selbst die Zeitungsräder die Kreuz und Quere beschreibe. Bierbaum, der ihn im vierten Buche seines „Stilpe“ als „Periphatetiker“ einführt, bestätigt dies. Trotzdem hat er nur die beiden genannten Bücher veröffentlicht, zu denen jüngst noch zwei schmale Bandchen kamen, zwei kultur-historische Romane oder: deutlicher: Charaktermälde: „Semiramis“ und „Cleopatra“. (Verlag von Carl Messer & Co., Berlin.) Ferner kenne ich von ihm einige wenige Gedichte und einzelne Anmerkungen zu literarischen Erscheinungen und Persönlichkeiten, die sich durch Schärfe des Urteils und verbüffende Treffsicherheit in der Charakterisierung auszeichnen. Ein Beispiel: „Bierbaum? Wann lebte doch noch

Bierbaum? Und doch: ein Weinlaub, das Germanistik studiert hat, ein denkender Faun, rosige Reminiszenz, Liebe, die den Doktor gemacht hat, Hagestolzentum mit Hustru.“ — Diese Charakteristik finde ich sehr zutreffend, und besser als das „Kloß-Motiv“ in Möbius' „Steckbriefen“. — Ein anderes: „Goethe: vorsichtige Schönheit des Lebens.“

Außer Bierbaum hat Franz Servaes, unser feinsten Essayist auf dem Gebiet der jungen Dichtung, Peter Hilles merkwürdige Persönlichkeit als Romanfigur (Werner Gast) verwendet:*) in seinem auto-analystischen Roman „Gährungen“, der in seinem mittleren Teil ein gutes Bild der Berliner Litteratur-„Bohème“ (wenn man die dort geschilderten abseits stehenden und von der Clique unabhängigen Geister so nennen darf), gibt, die sich Mitte der 90er Jahre, als Przybyszewski, Strindberg, Ed. Munch etc. in Berlin waren, in einer Weinkneipe der neuen Wilhelmstraße versammelten. Servaes Darstellung ist lieblicher und tiefer als die des manchmal etwas oberflächlichen und nonchalanten Variété- und Stil-Künstlers Bierbaum. — Das Beste an Hilles Werken ist das Persönliche; das Äußere, Einzelne vergißt man, wie man ja auch von einem Spaziergang im Walde nicht die Erinnerung an jeden Baum und Strauch mitbringt. Aber der Gesamteindruck, die Stimmung, bleiben dem Gedächtnis.

Die beiden neueren Werkchen stehen in der künstlerischen Durcharbeitung und in der Einheitlichkeit der Wirkung höher als die beiden ältern. Die „Cleopatra“ ist ein interessantes Geschöpfchen, welches mit Shakespeares Heldenweib nur den Namen gemein hat: ein zitterndes, mimosenhaftes, hypernervöses, vergeistigtes Wesen, die letzte eines sterbenden Königsstamms, eine Gestalt, wie sie Irene Triest und die Duse darzustellen lieben; die den Wunsch erweckt, den Geist der Salome, im Gegensatz zu Sudermann, einmal von Hille neu belebt zu sehen. Hille hat ein wunderbares Porträt geschaffen, welches ein tiefes Studium des Menschen verrät. Allerdings sind durch die sorgfältige Ausführung des

*) Reißners Verlag, Dresden.

Bildes der Cleopatra die andern Figuren in den Hintergrund gedrängt worden und nur Staffage geblieben. Im Anekdotischen hält sich der Dichter an seine Quellen; er geht sogar weiter zurück als Shakespeare, indem er die Liaison mit Caesar, welche in „Antonius und Cleopatra“ Enobarbus erzählt: „Apollodorus trug eine gewisse „Monarchin hin zum Cäsar in 'ner Decke“ zum Ausgangspunkt seines Romans macht; aber die Ausmalung der einzelnen Episoden, die Schilderung der frohen, sternbeglänzten, mit Antonius durchlärmten Nächte, die Steigerung und das Heraneilen der Katastrophe und vor allem die schicksalslastenden Endkapitel, die mit ihrer herzbrechenden Tragik wie in die dunkelrote flackernde Lohé eines Scheiterhaufens, auf dem die toten Leiber der beiden Liebenden den ewigen Göttern zurückgegeben werden, getaucht sind, sind das Werk eines starken schüpfersischen Genius.

„Semiramis“ entbehrt ebenfalls nicht außerordentlicher Schönheiten, aber sie nimmt sich eher aus wie eine Vorstudie zur „Cleopatra“. Auch ist sie in der Komposition schlaffer, weniger geschlossen, und die ökonomische Verteilung des Stoffes ist fehlerhaft. Der letzte Teil, das Schicksal des Königreichs der Semiramis unter ihrem entarteten unfähigen Sohne und unter dem Sproß aus dem Kaufmannshause Beloates, fällt aus dem Rahmen des Künstlerwerks, so interessant auch die Kontrastierung der wahren gotterkorenen geborenen Herrscherin mit den Herrschern von Elle und Rechenbuch ist. Aber gerade dieser letzte Teil ist für Hilles Empfindungsweise von Bedeutung: wo auch sein Verstand stehen mag, sein Dichterherz jaucht den großen Himmelstürmern, den Herren des Lebens seine Hymnen entgegen. Was geht ihn die fernere Geschichte der sorgfältig rechnenden und wütenden Krämerkönige an! „Kaufmannshäuser haben keine Vorbedeutung.“

„Schweiß und Tränen
und alles Blut
vergessen wir entzückt, wenn Einer
den Blick der Sonne oder fernsten Sternen
zugewandt,
über die Erde hinstürmt ohne Vorsicht,
ohne Nachsicht,

über sich und Andre hin.
Jeder Lehre zuwider,
nur dem Leben zuliebe,
röhmen wir Kindern und Kindeskindern
opferselig den Einen,
schöpferisch den Menschen,
der dem Schicksal gewachsen ist.“
So singen die Mütter in Dehmels: „Lebensmesse“. Dichter sind wie Frauen; auch sie fühlen die tiefsten Schmerzen und Ängste des Lebens; aber sie ahnen auch hoch über Allem die höchsten Schönheiten des starken Lebens, und wenn sie auch „jeder Lehre zuwider sind.“

Hille ist ein wahrer „Dichter“, ein lebensferner Träumer. Man wundert sich, daß unsre farbarme praktische Zeit diese Spezies noch nicht ganz vernichtet hat. Allerdings lebt Hille, wie auch Scheerhart, dieser Zeit zum Trotz; dieser Zeit, die mit ihren trivialen Nützlichkeits-Prinzipien jeden innerlichen Menschen, der nicht die Kraft hat, wider sie zu sein; mitten in dem Lärm der elektrischen Bahnen und dem Gedränge und Geschiebe der Großstadt sich sein Zauberreich zu bauen, zugrunde richtet. Hille kennt den Stolz des „Dichters“ und seine Glückseligkeit im einsamen Schaffen und Zusammensein mit den Gestalten seiner Phantasie, aber auch die tiefen Leiden echten Künstlertums, den Schmerz des Allein-, des Anders-, des Verständnisseins.

„Dichter: von seinem Mangel essen die Völker; von seinen Qualen, seinem Verenden nehmen die Menschen nachmals den höchsten Rausch ihrer Seele. — Auch so eine Art geistiger Blutrausch für den Pöbel, das Dichterelend: Sieg der göttlichen Weltordnung! — Der satte Philister läßt sich vom deutschen Idealismus was vorhungern. Was ginge darüber?“ Ich habe mit dieser kleinen Skizze Hilles Wesen absolut nicht erschöpfen wollen, und auch auf das Weltanschauliche in seinem Werken bin ich garnicht eingegangen. Ich wollte nur auf einen Künstler hinweisen, den ich liebe, wie wenige unserer Zeit, und zu dem ich auch in andern Herzen Liebe erwecken möchte. Wenn ich den Einen oder Anderen bewegen könnte, sich selbst in Hilles Büchern umzusehen, so wäre meine Arbeit reichlich belohnt

PETER HAMECHER.

Sonderling-München.

Hol der Teufel all die Bierphilister, Geldsäcke und Krämerseelen im deutschen Rom, die an solch einem hübschen Naturburschen kalt vorübergehen und keinen Pfennig übrig haben, um ihm in seinem Bildungsdrange und in seinem Künstertum fördertlich zu werden! Es ist eine Schande, daß so ein Prachtkerl so verkümmern soll, daß eine starke Leidenschaft sich so eindämmen muß, um in der Seele hinzusiechen in des Alltags ödem Sklaven Dienst, wo sie doch fliegen möchte, jauchzend fliegen und strahlend zum Himmel hinan und Dem ewig dankbar sich erzeigen, der der Erlöser ihrer Schönheit ist! — Soltete sich unter unsren einflußreichen Freunden in München denn kein einziger Musikfreund finden, der da helfen mag? Sollte da Niemand sein, der an dem Sohn der Berge seine Freude findet und den dieses junge Spielmannsblut der deutschen Alpen an die märchenschöne, wehmutsreiche Zeit erinnert, da der unglückliche König Ludwig von Bayern in stiller Waldes einsamkeit im Schoß des Volkes einst Vergessen suchte, als sein stolzer Königstrau in Leid und Schmerz zerrann? — —

August Fleischmann-München.

Elisar von Kupffer wundert sich über die Verlogenheit und Schamlosigkeit engherziger Schulmeister und Philologen, die den überall gefeierten Minnedienst des EROS URANIOS aus den Dokumenten der Weltliteratur in sittlicher Begriffsverwirrung auszumerzen suchen. Und er erklärt es mit Recht für gefährlicher und niederträchtiger als Banknotenfälschung, wenn dieses pietätlose Barbarentum sich erdreistet, die Liebe der großen Helden und unsterblichen Dichter zu dem Heiligsten, was ihr Herz besaß, ins Gegenteil zu verkehren; die gewaltige Leidenschaft, die Jüngling mit Jüngling und Mann mit Mann verband und die die größten Kulturtaten zeigte, zu einem Verbrechen und zu einer Farce zu stempeln, und sich darin genug zu tun, nach vollbrachter Fälschung Männer wie Alexander den Großen, Perikles, Sokrates, Plato, Caesar und Friedrich den Großen in der ganzen Erbärmlichkeit moderner Schürzenjäger aufmarschieren zu

schen! — Sie selbst vergessen aber, daß Sie ähnlich handeln, wenn Sie die Behauptung in die Welt schleudern, daß ich „Knaben“ liebe! Sie stellen die Sache wenigstens so dar und Sie wissen doch ebenso wie die Litteraturfälischer recht gut, daß der „Knabe“ in meinen Poesien, wie bei Goethe und den griechischen Dichtern den reifen Jüngling bedeutet, der über seine Liebe selbst bestimmen kann, der sich stolz bewußt ist seines eignen Wertes und der von den Griechenfreundschaften gelernt hat, daß die großen Helden und Dichter in der Hingabe an den Freund nie etwas Unmännliches sahen! — —

Egon-Leipzig.

Senna Hoy's Artikel den er mir für den Eigenen sandte, war mir ganz aus der Seele geschrieben! Auch ich hasse die Profanierung unserer Liebe, die Verblödung unserer Sinnlichkeit, wie sie sich in schmutzigen Bierlokalen unter rohen Zoten und gemeinen Liedern breit macht, weltern von griechischer Heiterkeit und freier Sitte und unfähig zu großem, schönen Tun! — Ich begreife nicht, wie man sich als ästhetischgebildeter Mensch damit zufrieden geben kann, wie man einen Kultus des Nur-Geschlechtlichen zu pflegen vermag, wo uns ein gütiger Gott doch als seligste Mysterien die heimlich stillen Freuden wehiver voller Nächte gab! — Aber ich verachte die Altzugentügsamen nicht, sondern ich bemitleide sie nur, da ihr Herz niemals die Herrlichkeit des Eros ahnte und ihr Auge niemals den Geliebten voll keuschheitsstolzer tiefer Sehnsucht sah! Nicht richten sollen wir über sie und sie von uns stoßen, zurück in den gewohnten Schlamm, sondern sie emporheben zu uns und sie unter stillen Uferweiden der Begeisterung bergen, um sie mit den edeln Genüssen einer verfeinerten Sinnlichkeit zu laben, die allem Rohen und Gemeinen abhold ist! Sie müssten erst sehen und empfinden, suchen und sich beherrschen lernen, um lieben zu können und mit der Gemeinschaft der Eigenen eins zu werden! — — Senna Hoy's Mahnwort war jedoch an diese Anderen, diese Nicht-Eigenen, diese Vielzuvielen gerichtet, an diese geistig Armen, die nicht um der Schönheit Leibes und der Seele willen, sondern bar an Be-

geisterung das Geschlecht nur lieben! Es war ein Weckruf zur Pflicht, der uns nichts angeht, da Der Eigene nur die Eigenen um sich sammt, die Besserer, die in Schönheit lieben! — Auf Senna Hoy's eigenen Wunsch stellte ich darum bei der Korrektur des vorigen Heftes den Artikel von der Aufnahme zurück.

Caesareon-Braunschweig.

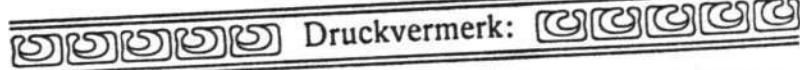
Wir haben uns gestern im Bade an Rom berauscht! Wie seine marmorweißen Glieder leuchteten in keuscher Pracht und sein blühender, junger Leib Italias Frühling träumte! Wie eine Krone steht ihm stolz sein lippig reiches, braunes Lockenhaar und in seinen Bewegungen, seinem Gange, atmet die lässige Schönheit und Schwermut des David von Michelangelo! Du weißt ja, wie verführerisch der Römer aussieht, wenn er weich in weißen Kissen ruht und wenn die Wollust der Nacht mit träneneheißen Wangen ihm liebenvoll die weichen Lippen segnet! Das Spiel der Linien seines schönen Körpers ist wie Meeresrauschen und wie Sturm und Brandung seiner Seele Flut! Sein Lächeln ist Sünde — doch die Sünde, die zur Erkenntnis leitet und zu höheren Wonnen ruft!

Höllen und Himmel ruhen in seiner Augen Grund und Melodieen süß in seiner Rede Quell! — So habe ich Dir zu Liebe in Freund R.'s Gesellschaft gestern mit ihm im Bad „die Zeit verfrödet“, wie Philisterum und Elfersucht mit flinken Zungen sagen; aber ich habe in Bewunderung seiner Schönheit Ottos, meines eignen Lieblings, still gedacht und dankbar und sehnachtsvoll den Tag gesegnet!

Hans Holland-Rom.

Der flotte Bursche und die duftenden Veilchen wissen soviel zu erzählen von deutschem Wanderglück und loser lustiger Zigeunerart, daß die Abenteuer wie blühende Sternschnuppen an mir vorüberfliegen, in lachender schler Sommernacht! Junker Obermut und Bruder Sausewind lebten sicherlich noch nie in so fröhlicher Kumpanel, wie Sie und der Antinous-schöne Roberto jetzt, mit seinen süß-verzehrenden Fluderaugen und brennenden Lippen, wie der Nachtmari wund! — Richten Sie an Elisar von Kupffer, Eduard von Mayer, Theodor von Wächter und unsren lieben tollen Doktor auf Capri tausend Grüße aus und denken Sie daran, daß Sie uns beichten müssen!

ADOLF BRAND.



Die Kunstblätter „Prinz Wilhelm II. von Oranien“ von van Dyck und „Hieronymus Holzschafer“ von Albrecht Dürer wurden nach den prachtvollen Kupferdrucken der „Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst“ in Berlin, die übrigen Kunstblätter, Kopf- und Schlüßstücke nach den wohlfeilen Reproduktionen der „Neuen Photographischen Gesellschaft“ in Steglitz wiedergegeben, mit Ausnahme des Blattes „Frühling“ von Totila. — Richtig zu stellen ist noch, daß die Schlüßstücke auf Seite 201, 215, 218 und 224 der Märznummer nicht von Hans Knoth, wie es in dem dortigen Inhaltsverzeichnis heißt, sondern von dem Maler Hans Kurth-Berlin herstammen.

Verantwortlich für die Redaktion: Adolf Brand, Charlottenburg, Wilhelmsplatz 1a
für den Verlag: Max Spohr, Leipzig; Druck von G. Reichardt, Groitzsch i. S.